

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **180 (2012)**

Heft 50

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Kirchen- Zeitung

500 JAHRE ST.-NIKOLAUS-STIFT

Am vergangenen Samstag, dem Fest Mariä Empfängnis, beendete das Domkapitel von St. Nikolaus in Freiburg i. Üe., das seit 1924 Nachfolgerin des 1512 gegründeten Stiftskapitels ist, mit einer Festmesse die Feierlichkeiten rund um das grosse 500-Jahr-Stiftsjubiläum. Das Domkapitel unter Dompropst Claude Duzarroz unternahm über das Feiern hinaus grosse und fruchtbringende Anstrengungen, Licht in die Geschichte des Stifts zu bringen, aber auch durch Führungen und weitere Anlässe zu Gunsten der Jugend und der Erwachsenen katechetisch zu wirken.

Aufarbeitung der Geschichte

Allein die Hälfte der Jubiläumskosten wurde für die Aufarbeitung und Archivierung der Akten des St.-Nikolaus-Stifts aufgewendet, die nun im Staatsarchiv Freiburg konsultiert werden können. Anfang Februar 2010 organisierte das Domkapitel in Zusammenarbeit mit der Universität Freiburg ein gutbesuchtes wissenschaftliches Kolloquium, an dem durch fundierte

Referate neue Einblicke und Einsichten in die Geschichte der wichtigen Institution geboten wurden. Der entsprechende Tagungsband erschien noch im gleichen Jahr und wurde auch in der SKZ ausführlich besprochen (vgl. SKZ 179 [2011], Nr.

26, S. 433f.). Zum Schluss des Jubiläums ist eine populäre Fassung der Geschichte des St.-Nikolaus-Stifts erschienen, die nun auch auf Deutsch zugänglich ist: *Jean Steinauer: Die Republik der Chorherren. Eine Geschichte der Macht in Freiburg i. Üe. Aus dem Französischen von Hubertus von Gemmingen. (Verlag hier und jetzt) Baden 2012, 211 Seiten.* Das Buch gibt Einblicke in die Gründungsgeschichte des Stifts, in die Zeit der katholischen Reform, in den Machtkampf zwischen Stift und Jesuitenorden um den Einfluss auf Stadt und Kanton, in das Freiburger Patriziat, das seine nachgeborenen Söhne im Stift platzierte, aber auch in die Konflikte des Stifts mit den Freiburger Bischöfen, die eigentlich erst 1924 Wohnrecht im vollen Sinne erhielten. Die spannende Stiftsgeschichte bietet die gute Gelegenheit, sich auch Gedanken zur Zukunft zu machen, wo ein Stift wieder mehr eine Zentrumsfunktion einnehmen kann, wie ich im wissenschaftlichen Buch von 2010 zu formulieren versucht habe.

Forschungsd desiderata

Was dem Kapitel von St. Nikolaus in Freiburg mit dem Jubiläum und der historischen Aufarbeitung gelungen ist, ist auch dem früheren St.-Ursen-Stift in Solothurn sowie den Stiftskapiteln zu St. Leodegar in Luzern und zu St. Michael in Beromünster zu wünschen. Auch in diesen alten und ehrwürdigen Institutionen sind zahlreiche Quellen überliefert, die aber grösstenteils noch der Ordnung und der Auswertung bedürfen, eine Aufgabe, die realistischerweise ein Kapitel selbst nicht zu leisten vermag. Aber vielleicht entsteht in der Deutschschweiz auch Begeisterung für ein solches Projekt, wir haben in Freiburg den Beweis, dass ein solches Unterfangen umsetzbar ist. *Urban Fink-Wagner*



805
STIFTS-
GESCHICHTE

806
LESEJAHR

810
VERTRAUEN

813
KIPA-WOCHE

820
KREUZ.NET

821
AMTLICHER
TEIL

FAMILIEN INNERHALB UND AUSSERHALB DER KRIPPE

Heilige Familie (30. Dezember): Kol 3,12–21 (Lk 2,41–52)

Die Weihnachtszeit ist auch Familienzeit. Nachdem die Weihnachtstage mit ihren Familienzusammenkünften vorbei sind, lädt uns die Lesung aus dem Brief an die Kolosser ein, über das Gebilde «Familie» nachzudenken. Der Text tut dies durch für heutige Ohren durchaus provokative Aussagen.

Beginnen wir mit einem Bild: Der 30. Dezember ist das Fest der «Heiligen Familie». In der Krippe und auf zahlreichen Werken der abendländischen Kunst können wir diese Heilige Familie, nämlich Maria, Josef und das Jesuskind bewundern. Doch damit beginnen auch schon die Probleme: So intakt und harmonisch ist diese Heilige Familie ja gar nicht: Josef ist der Ziehvater des Kindes in der Krippe, der erst nach einer Engelsercheinung bereit ist, diese Aufgabe zu übernehmen (Mt 1,19–25). Noch komplizierter wird es, wenn wir die für das Fest der Heiligen Familie vorgesehenen Lesungstexte beziehen: Da ist die Rede von einer ungewollt kinderlosen, unglücklichen Frau (1 Sam) und von Eltern, die ihren während dreier Tage verschollenen Sohn suchen (Lk 2,41–52). Die biblischen Texte gehen offensichtlich nicht von einem bruchlosen Familienidyll aus!

Paulus im jüdischen Kontext

Die Autorschaft des Kolosserbriefes ist umstritten: Vieles deutet darauf hin, dass der Brief nicht vom Apostel selbst, sondern von einem seiner Schüler geschrieben wurde. Der Brief nimmt jedoch in unserer Passage ein Thema auf, das den authentischen Paulus immer wieder beschäftigt hat, nämlich die Beziehung zwischen den Geschlechtern sowie überhaupt das Zusammenleben in der Familie. Paulus bzw. sein Schüler richten sich an die Kolosser in einem Moment der Krise: Die Gemeinde von Kolossae war in ihrem Zusammenhalt durch eine neue religiöse Strömung bedroht. In diesem schwierigen Moment tritt die Familie, als wichtiger Baustein auch der christlichen Gemeinden, in den Blickpunkt.

Paulus diskutiert das Thema Familie an verschiedenen Stellen seines Werkes. Dabei sind zwei sehr unterschiedliche Tendenzen zu beobachten: Einerseits scheinen für Paulus in der christlichen Gemeinschaft die Grenzen zwischen Mann und Frau aufgehoben zu sein: «Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus» (Gal 3,28; Kol 3,11 nimmt diesen Gedanken auf, lässt allerdings die Aufhebung von männlich und weiblich weg!). Andererseits betont Paulus an zahlreichen Stellen seines Werkes die hierarchische Ordnung zwischen Mann, Frau,

Kindern und Sklaven, wie er es auch in unserer Passage tut, etwa im ersten Petrusbrief: «Ebenso sollt ihr Frauen euch euren Männern unterordnen, damit auch sie, falls sie dem Wort nicht gehorchen, durch das Leben ihrer Frauen ohne Worte gewonnen werden, wenn sie sehen, wie ehrfürchtig und rein ihr lebt. (...) (7) Ebenso sollt ihr Männer im Umgang mit euren Frauen rücksichtsvoll sein, denn sie sind der schwächere Teil» (1 Petr 3,1–7, vgl. auch Eph 5,21–6,9; Tit 2,1–3,2; 1 Kor 11,2–7).

Zwischen diesen beiden Polen – auf der einen Seite die Freiheit von diskriminierenden Unterschieden, auf der anderen Seite geschlechtliche Ungleichheit und ein hierarchisches Familienmodell – diskutiert Paulus die Beziehung zwischen den Geschlechtern.

Dieses «Dilemma» wird bereits in den ersten Kapiteln der hebräischen Bibel angesprochen. Die ersten beiden Kapitel der Genesis enthalten zwei Schöpfungsberichte, wobei der erste von einer gleichzeitigen und gleichwertigen Erschaffung von Mann und Frau ausgeht: «Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie» (Gen 1,27). Der zweite Schöpfungsbericht hingegen geht von einer zeitlich verzögerten Erschaffung der Frau aus dem Mann und für ihn aus: «Da liess Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, sodass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch. Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Frau (Hebräisch: «Ischa») soll sie heissen; denn vom Mann (Hebräisch: «Isch») ist sie genommen» (Gen 2,21–23). Frühjüdische rabbinische Ausleger haben diese beiden Schöpfungsgeschichten zu harmonisieren versucht, indem die Schöpfung als zweistufiger Prozess gedacht wurde, wie es im Midrasch Bereschit Rabba, einem spätantiken Kommentar zur Genesis, heisst: «Rabbi Jeremja ben El'azar sagte: In der Stunde, als Gott den ersten Menschen erschuf, erschuf er ihn als Androgynos, wie es heisst: Als Mann und Frau schuf er sie (Gen 1,27). Rabbi Samuel bar Nachman sagte: In der Stunde, als Gott den ersten Menschen erschuf, hatte er zwei Gesichter, Gott durchsägte ihn aber in zwei Hälften und bildete zwei Rücken aus ihm, den einen nach dieser und den anderen nach jener Seite» (Bereschit Rabba 8,1). Zunächst erschuf Gott den Menschen als zweigesichtigen Androgynos, um ihn nach-

her in zwei Hälften, in Mann und Frau zu teilen. Dieser ursprüngliche ideale «androgyn» Zustand schwebt Paulus vielleicht im Galaterbrief vor, während er für das Leben im Hier und Jetzt wie in unserer Passage an der traditionellen hierarchischen Rollenverteilung festhält.¹ Trotz diesen Parallelen zwischen der hebräischen Bibel, dem Midrasch und Paulus gibt es Unterschiede: In der hebräischen Bibel widerspricht die Zweiheit der Geschlechter, die Vielfalt und Diversität der Gottebenbildlichkeit nicht, im Gegenteil: «Als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie» (Gen 1,27). Paulus scheint dieser Vielfalt gegenüber – jedenfalls im Galaterbrief – skeptischer zu sein, indem er letztendlich ihre Aufhebung postuliert.

Heute mit Paulus im Gespräch

Paulus und die Rabbinen lebten in einer Welt, die tiefgreifenden politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen unterworfen war – wie wir heute. In dieser Situation begegnet Paulus immer wieder als Fragender und als Suchender, gerade auch was das Familienleben betrifft. Aber nicht nur Paulus «ringt» um ein passendes Familienmodell, auch die hebräische Bibel und die frühjüdische und rabbinische Literatur tun dies. Dieses Ringen drückt sich vielleicht auch in der Vielfalt der Familienkonstellationen aus, die uns die heutigen Lesungstexte bieten. Was wir aus diesen Texten mitnehmen können, ist wohl weniger ein konkretes Modell als das Bemühen, gute – auch vielfältige – Formen des Zusammenlebens in Liebe und in gegenseitigem Respekt zu suchen und zu verwirklichen. In diesem Zusammenhang seien auch nochmals die zu Beginn erwähnten bildlichen Darstellungen der Heiligen Familie erwähnt. Die Darstellung der Heiligen Familie in der christlichen Kunst erfährt im frühen 17. Jahrhundert einen Wandel: Josef, Maria und Jesus erscheinen nun nicht mehr nur um die Krippe, sondern auch als Gehende. Auch die Heilige Familie ist unterwegs! Die im ersten Teil unseres Lesungstextes aus dem Kolosserbrief erwähnten «Tugenden»: Güte, Geduld, Milde und Liebe sind wohl passende Begleiter, dass dieses «Gehen» in und mit der Familie gelingen kann.

Simone Rosenkranz

¹ Zu diesen Schöpfungsvorstellungen bei Paulus vgl. Daniel Boyarin: A Radical Jew. Paul and the Politics of Identity. Berkeley 1994, 180–200.

Dr. phil. Simone Rosenkranz ist nach dem Studium von Judaistik, Islamwissenschaft und Philosophie in Luzern, Basel und Jerusalem als Fachreferentin an der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern sowie als Lehrbeauftragte an der Universität Luzern tätig.

LOSKAUF VOM GESETZ. HEUTE!

Hochfest der Gottesmutter Maria (1. Januar): Gal 4,4–7 (Lk 2,16–21)

In Gal 4,4–7 skizziert Paulus mit wenigen Worten eine grossartige Synthese christlichen Glaubens. Er spannt den Bogen von der «Fülle der Zeit» über die göttliche Sendung Jesu, seine ganz und gar menschlich-irdische Verwurzelung (V. 4) bis zum ebenfalls gottgesandten Geist, der nun in den Herzen der Galaterinnen und Galater «Abba, Vater!» ruft (V. 6). Diese werden dadurch zu Erben der Verheissungen Israels (V. 7; vgl. Gal 4,1–3). Sohn ist nicht nur der Eine, Christus – Söhne/Kinder Gottes sind durch die Taufe (vgl. Gal 3,26–28!) auch die Menschen in den galatischen Gemeinden.

Von Wilhelm Bruners, einem meiner biblisch-theologischen Lehrer, habe ich den Satz gelernt: «Theologie ist Anthropologie» – was unter anderem bedeutet: (Gute) Theologie hat immer auch die Menschen im Blick. Was und wie wir über Gott denken, glauben, sprechen, hat Auswirkungen auf unser Menschenbild und darauf, wie wir mit Menschen sprechen und was wir ihnen zutrauen. In diesem Sinne ist Gal 4,4–7 ein Beispiel für hervorragende Theologie: Das paulinische Gottesbild steht in direkter Beziehung zum Leben, Glauben, Hoffen und Beten der Menschen, an die Paulus schreibt.

Gal im jüdischen Kontext

Weil wir es in Gal 4,4–7 mit einem so beeindruckenden Kerntext christlicher Theologie zu tun haben, übersehen wir jedoch leicht, dass das paulinische Glaubensbekenntnis aus jüdischer Perspektive massive Provokationen beinhaltet. So ist, um nur einen von mehreren heiklen Punkten zu nennen, das Ziel der Sendung Jesu nach Paulus nicht nur die Gottessohn-/kindschaft für «uns», sondern zugleich, ja sogar zuerst der Loskauf derer, die «unter dem Gesetz» sind (V. 5). Damit sind jüdische Menschen gemeint, die in der Einhaltung der Tora zu Recht die Erfüllung des Bundes mit Gott und damit auch ihrer eigenen Gotteskindschaft sehen. Die Formulierung vom «Loskauf» erinnert aber an den Loskauf von Sklavinnen und Sklaven. Hat im Frühjudentum zur Zeit Jesu oder des Paulus wirklich jemand auf den «Loskauf vom Gesetz» gewartet, weil er/sie sich darunter verklärt gefühlt hat?

Der liturgische Kontext der Lesung an Neujahr/Hochfest der Gottesmutter Maria setzt hier andere Akzente, indem er positive Bezüge zum Ersten Testament herstellt. Gal 4,4–7 wird in allen drei Lesejahren mit dem aaronitischen Segen (Num 6,22–27, 1. Lesung) sowie dem Evangelium von den Hirten an der Krippe und der Beschneidung Jesu verbunden (Lk 2,16–21). Damit gerät der überreiche Segen Gottes für Israel, vermittelt durch Tora

und Tempel, genauso in den Blick wie messianische Traditionen von David, der als Schafhirte in Bethlehem zum König gesalbt wurde. Hinzu kommt die offizielle Hineinnahme Jesu in den Bund Gottes mit Israel, die ja in der Beschneidung symbolisch zum Ausdruck gebracht wird. Die 1. Lesung und das Evangelium geben also den Notenschlüssel vor, der auch in der Interpretation von Gal beibehalten werden sollte, wenn es nicht zu Misstönen kommen soll.

Dass Paulus, der Jude, bezüglich des Gesetzes so scharfe Töne anschlägt, heisst nicht, dass er die Tora als Ganzes oder die Gesetze im Einzelnen grundsätzlich negativ sehen würde. Seine Haltung zum Gesetz hat sich vielmehr durch seine Christuserfahrung vor Damaskus einerseits und konkrete Konflikte in Galatien andererseits verändert. Paulus, der toratreue Pharisäer (vgl. Phil 3,5ff.), hielt Jesus bekanntlich zunächst für einen falschen Messias und seine Anhänger für fehlgeleitete Jüdinnen und Juden. Das änderte sich schlagartig, als es Gott, «der mich von meiner Mutter Leibe an ausgewählt und durch seine Gnade berufen hat, gefiel, seinen Sohn in mir zu offenbaren, damit ich ihn unter den Nationen verkündigte» (Gal 2,15f.). Diese zutiefst existentielle Erfahrung brachte Paulus dazu, Jesus, den ja als Gekreuzigten nach den Massstäben der Tora nicht gerade viel zum Messias prädestinierte, in neuem Licht zu sehen – und damit auch die Tora: Wenn Jesus, wie Paulus vor Damaskus erfahren hatte, trotz seines schändlichen Todes bei Gott lebte, dann musste das auch ein neues Verständnis der Tora nach sich ziehen, insofern sie einer Anerkennung Jesu als Messias zu widersprechen schien. Paulus führte diese Erkenntnis letztlich zu einer neuen Art von Jesus-messianischer Mission, die die heidenchristlichen Mitglieder seiner Gemeinden nicht auf die jüdischen «identity markers» (Beschneidung, Einhaltung der Speisegesetze und des Sabbats) verpflichtete.

In den Gemeinden Galatiens spitzte sich der Konflikt um die Bedeutung der Tora und ihrer Gesetze jedoch zu: Judenchristliche Missionare forderten dort eine Rückkehr zur vollständigen Einhaltung der Tora. Damit sah Paulus nicht nur sein Lebenswerk gefährdet, sondern auch die Zuwendung Gottes zu den nichtjüdischen «Völkern», die er in seiner Vision als Kern seiner persönlichen Berufung erfahren hatte (vgl. dazu auch die Auslegungen zu Eph 3 und Apg 10 auf den folgenden Seiten). Die Schärfe der Auseinandersetzung um das Gesetz, die in Gal deutlicher zu Tage tritt als im Römerbrief, in dem Paulus teilweise ähnliche Themen anspricht, ist somit auch einem aktuellen Konflikt in Galatien geschuldet. Für

Paulus ist dies jedoch ein zwar scharfer, aber ganz selbstverständlich «interner» Konflikt, bei dem es um unterschiedliche Ausrichtungen innerhalb des Judentums seiner Zeit ging, zu dem sich die Jesus-messianischen Gemeinden noch zugehörig fühlten.

Heute mit Paulus im Gespräch

Die Auseinandersetzung um die Tora ist für das Verständnis der paulinischen Theologie und ihre Verwurzelung im Frühjudentum seiner Zeit höchst bedeutsam. Sie gehört deshalb zu den unverzichtbaren Bestandteilen von Predigt, Katechese und Bibelarbeit in einer mündigen Gemeinde. Doch zugleich ist eine Aktualisierung nötig, die die historisch-theologische Perspektive auf Fragen hin öffnet, die für unser heutiges Leben relevanter sind. Um den Charakter der *internen* Auseinandersetzung zu wahren, den diese Fragen für Paulus im Galaterbrief haben, bieten sich als Aktualisierung Konflikte rund um Gesetzlichkeit und Kirchenrecht in unserer eigenen Kirche an. Was könnte es für unsere Glaubens- und Kirchengemeinschaft heute bedeuten, dass Gott seinen Sohn sandte, «damit er die loskaufte, die unter Gesetz waren, damit wir die Sohnschaft empfangen» (Gal 4,5)? Evangeliumsgemässe Freiheit und der Geist, der in uns «Abba, Vater!» ruft, stehen auch heute bisweilen in Spannung zu Normen und Gesetzen, die an sich angemessen sind, konkretem Leben aber auch im Weg stehen können. Beispiele aus der Kirche in der Schweiz gibt es dafür zur Genüge.

Detlef Hecking

Der Theologe Detlef Hecking ist Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

Hinweise für Liturginnen und Liturgen: Ein Einführungstext zur Lesung sowie Hinweise für den Vortrag im Gottesdienst können beim Katholischen Bibelwerk Stuttgart unter <https://www.bibelwerk.de/home/sonntagslesungen?show=all> heruntergeladen werden.

Paulus verwendet, den Gepflogenheiten seiner Zeit entsprechend, die grammatisch männlichen Formen «Sohn» und «Sohnschaft», in denen damals, ähnlich wie bei uns bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts, (etwas) selbstverständlicher auch Frauen «mitgemeint» waren. Gerade in den paulinischen Gemeinden hatten Frauen jedoch auch führende Rollen inne. Es ist deshalb nicht nur heutigem Sprachempfinden, sondern auch der damaligen und heutigen Gemeinderealität angemessen, von «Kindschaft», «Söhnen und Töchtern» zu sprechen und die Lesung im Gottesdienst auch so vorzutragen.

MITERBEN BIBLISCHER VERHEISSUNGEN

Erscheinung des Herrn (6. Januar): Eph 3,2–3a.5–6 (Mt 2,1–12)

Die Lesung beginnt mit einer direkten Anrede in der 2. Person Plural: «Ihr habt doch gehört...» (Eph 3,2). Wer hier angesprochen ist, klärt sich, wenn man im Epheserbrief einige Sätze zurückblättert, wo die religiöse Herkunft der Adressatinnen und Adressaten benannt wird: «Deshalb denkt daran, dass ihr, einst aus den Nationen dem Fleisch nach – «Unbeschnittene» genannt von der sogenannten Beschneidung, die im Fleisch mit Händen geschieht – zu jener Zeit ohne Christus wart, ausgeschlossen vom Bürgerrecht Israels und Fremdlinge hinsichtlich der Bündnisse der Verheissung; und ihr hattet keine Hoffnung und wart ohne Gott in der Welt» (2,11f.). Der Autor, der in der Tradition des Paulus steht und sich den Namen des Apostels «ausleiht», aber gut eine Generation später, um ca. 85–95 n. Chr., lebt und schreibt, wendet sich also an Heidenchristinnen und -christen. Für sie, die ursprünglich aus den nicht-jüdischen «Völkern» stammen, ist durch ihr Christusbekenntnis alles anders geworden. Sie sind jetzt «Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen» (2,19), «Miterben und Miteingelebte und Mitteilhaber der Verheissung in Christus Jesus durch das Evangelium» (3,6). Ja, Christus hat für den Autor des Briefes sogar «aus beiden [Juden und Heiden] eins gemacht und die Zwischenwand der Umzäunung, die Feindschaft, in seinem Fleisch abgebrochen. Er hat das Gesetz der Gebote in Satzungen beseitigt, um die zwei – Frieden stiftend – in sich selbst zu einem neuen Menschen zu schaffen...» (2,14f.).

So weit, so gut – und so beglückend für die Heidenchristen. Doch was ist mit den anderen, den «Heiligen», den ursprünglichen Bürgern und Hausgenossen Gottes? Wurden sie dazu befragt, wer da plötzlich zur «Untermiete» einzieht? Wie stabil, zukunftssträchtig und friedensfähig ist eine Hausgemeinschaft, wenn die zuvor bestehende Hausordnung der seit jeher dort beheimateten, jüdischen Wohnpartei – das «Gesetz der Gebote in Satzungen», also die Tora – leichthin als «beseitigt» erklärt wird? Und: Bestand zuvor tatsächlich «Feindschaft» zwischen Juden und Heiden?

Eph 3 im jüdischen Kontext

Es ist unsicher, aber durchaus relevant, ob der Autor des Epheserbriefes ein Juden- oder Heidenchrist ist. Im ersten Fall, der in der Forschung mehrheitlich vertreten wird, würde er quasi das Beste seines eigenen, jüdischen Glaubens in den gemeinsamen, jesus-messianischen «Leib» (3,6; vgl. I Kor 12) bzw. die «Wohngemeinschaft» aus Juden- und Heidenchristen einbringen. Er stünde dann

für die zunehmend kleiner werdende Gruppe von jesus-messianischen Juden, die sich in der entstehenden Kirche gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. noch zu Hause fühlen, und hat eine dementsprechend wichtige Erinnerungs- und Brückenfunktion, damit die jüdischen Wurzeln des Christentums nicht verloren gehen. Dabei spielt er öfters auf die heiligen Schriften Israels an, zitiert sie aber nicht direkt.

Dass jene, die einst «fern» waren, nun in die Nähe gekommen sind (2,13), lässt beispielsweise Jes 57,19 anklingen («Friede, Friede den Fernen und den Nahen, spricht der Ewige, ich werde sie heilen»). Und manche der in Eph 2 verwendeten Bilder und Vergleiche stammen aus dem Jerusalemer Tempelkult. Die «Zwischenwand der Umzäunung» (2,14) könnte z. B. für die Abschränkungen stehen, die im Tempel die Vorhöfe der Israelitinnen und Israeliten von den Vorhöfen der Heiden voneinander trennten und deren Überschreitung Nichtjuden bei Todesstrafe verboten war.

Trotz dieses Lebens aus den heiligen Schriften Israels hätte sich dieser judenchristliche Verfasser allerdings schon viel weiter als Paulus (vgl. die Auslegung zu Gal 3 in dieser SKZ) von der vollständigen Einhaltung der Tora entfernt (Eph 2,15). Falls der Autor jedoch Heidenchrist ist, müsste man die Vorstellung einer gemischten Kirche aus Juden und Heiden wohl als Vision betrachten, die in der Realität schon damals nur noch sehr eingeschränkt erreicht wurde.

So oder so muss man die Darstellung der jüdisch-heidnischen Beziehungen vor dem «Christusereignis» durch den Autor des Epheserbriefes wohl als tendenziell einseitig bezeichnen. Jüdische Menschen lebten im 1. Jhd. n. Chr. nicht nur in Israel als Mehrheitsbevölkerung, sondern auch als Minderheit in nahezu allen mittleren und grösseren Städten des Römischen Reiches. Von Seiten Roms war das Judentum als «religio licita», als erlaubte Religion, anerkannt und genoss deshalb gewisse Privilegien, die eine relativ freie Religionsausübung gewährleisteten. Vollerorts mussten Juden beispielsweise am Sabbat nicht vor Gericht erscheinen und durften auch nicht zum Militärdienst zwangsrekrutiert werden, weil sie in der römischen Armee ihre Speisegesetze nicht einhalten konnten. Zudem durften die jüdischen Gemeinden eine Steuer für den Tempel einziehen und nach Jerusalem bringen.

Diese Sonderrechte waren stabil und labil zugleich: Sie wurden von hellenistischen und römischen Herrschern in der Antike immer wieder bestätigt und galten deshalb

im 1. Jhd. n. Chr. als Gewohnheitsrecht. Sie waren aber auch lokalen Einschränkungen und Repressionen unterworfen, wenn es zu Spannungen zwischen der Mehrheitsbevölkerung und der jüdischen Minderheit kam. Jüdisch-heidnische Beziehungen waren aber insgesamt auch in religiöser Hinsicht vielfältig und nicht durchgängig abgrenzend-negativ (vgl. auch die Auslegung von Apg 10 in dieser SKZ). Die Behauptung der Hoffnungs- und Gottlosigkeit nichtjüdischer Menschen (Eph 2,12), ja einer «Feindschaft» zwischen jüdischen Menschen und Menschen aus den «Völkern» (2,14) ist jedenfalls ausgesprochen pointiert: Sie kann allzu negativen konkreten Erfahrungen geschuldet sein – der erste jüdisch-römische Krieg liegt zur Abfassungszeit des Epheserbriefes nur ca. 15–25 Jahre zurück –, aber auch eine rhetorische Zuspitzung sein, vor der das «Christusereignis» umso heller leuchten soll.

Heute mit Eph 3 im Gespräch

Auffällig ist die dreimalige Wiederholung der Vorsilbe «mit-» in Eph 3,6. Menschen aus den nichtjüdischen «Völkern» – also auch wir heute! – sind durch Christus «Mit-Erben und Mit-Eingelebte und Mit-Teilhaber der Zusage in Christus Jesus», wie es wörtlich übersetzt heisst. Was für den Verfasser des Epheserbriefes (und eine Generation zuvor auch für Paulus in seinem berühmten Ölbaum-Gleichnis, Röm 11) ganz und gar selbstverständlich ist, hat für die meisten Christinnen und Christen heute jegliche Relevanz verloren: Wir, die «Untermieter», haben uns zu «Hauseigentümern» aufgeschwungen. Johannes Paul II. hat in seiner Begegnung mit der jüdischen Gemeinde von Rom im Jahr 1980 die Verhältnisse wieder (etwas) zurechtgerückt, indem er von jüdischen Menschen in geistlicher Hinsicht als «unseren älteren Brüdern» (und Schwestern) gesprochen hat. In dieser Formulierung liegt bis heute unschätzbare Potenzial: Zunächst für unser eigenes, bescheidene(re)s christliches Selbstverständnis im Angesicht des Judentums – und im zweiten Schritt auch für ein weiter erneuertes und vertieftes christlich-jüdisches Gespräch. Detlef Hecking

Der Theologe Detlef Hecking ist Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

Hinweise für Liturginnen und Liturgen: Ein Einführungstext zur Lesung sowie Hinweise für den Vortrag im Gottesdienst können beim Katholischen Bibelwerk Stuttgart unter <https://www.bibelwerk.de/home/sonntagslesungen> heruntergeladen werden.

GOTT UND DEM HEILIGEN GEIST NICHT IM WEG STEHEN

Taufe des Herrn (13. Januar): Apg 10,34–38 (Lk 3,15–16.21–22)

Apg 10,34–38 ist der dritte aufeinanderfolgende Sonntags-Lesungstext, der ähnliche Aspekte frühchristlicher Identitätsfindung thematisiert. Es lohnt sich deshalb, alle drei Lesungen (Gal 2, Eph 3 und Apg 10) nebeneinander zu lesen und – auch mit Hilfe der Kommentare in dieser SKZ-Ausgabe – den Ähnlichkeiten und je spezifischen Akzenten der einzelnen Texte nachzugehen.

Die Lesung, der Anfang einer Petrusrede, ist ein kurzer Ausschnitt aus einer langen Erzählung in Apg 10,1–11,18, die einen Wendepunkt der frühchristlichen Missionspraxis narrativ darstellt. Hauptfigur ist, neben Petrus und einem Engel, ein heidnischer Hauptmann namens Kornelius, «fromm und gottesfürchtig mit seinem ganzen Haus, der dem [jüdischen] Volk viele Almosen gab und allezeit zu Gott [= dem Gott Israels] betete» (10,2). Kornelius sieht in einer Vision einen Engel, der ihn auffordert, Petrus zu sich zu bitten. Petrus seinerseits sieht noch vor der Begegnung mit Kornelius in einer Vision «den Himmel geöffnet und ein Gefäss (...) herabkommen (...); darin waren allerlei vierfüssige und kriechende Tiere der Erde und Vögel des Himmels. Und eine Stimme erging an ihn: Steh auf, Petrus, schlachte und iss!» (Apg 10,11–13). Petrus ist entsetzt, denn diese Tiere sind nach den jüdischen Speisegesetzen allesamt unrein, dürfen also nicht gegessen werden (vgl. Lev 11). Doch die Stimme bleibt hartnäckig. Insgesamt drei Mal hört Petrus: «Was Gott gereinigt hat, mach du nicht gemein!» (Apg 10,15). Als Kornelius dem Petrus später von seiner eigenen Engelsonsion erzählt, versteht Petrus den tieferen Sinn seiner eigenen Vision. Hier setzt unsere Lesung mit der Reaktion des Petrus ein: «In Wahrheit begreife ich, dass Gott die Person nicht ansieht, sondern in jeder Nation ist, wer ihn fürchtet und Gerechtigkeit wirkt, ihm angenehm» (10,34f.). Noch während der Rede «fiel der Heilige Geist auf alle, die das Wort hörten» (10,44). Petrus ordnet deshalb die Taufe des Kornelius und seiner Leute an (10,48) – ohne vorgängige Beschneidung. Diese Entscheidung verteidigt Petrus später auch vor der entsetzten judenchristlichen Jerusalemer Gemeinde mit dem Argument: «Wenn nun Gott ihnen die gleiche Gabe [= den Heiligen Geist] gegeben hat wie auch uns, die wir an den Herrn Jesus Christus geglaubt haben, wer war ich, dass ich hätte Gott wehren können?» (Apg 11,17).

Apg 10f. im jüdischen Kontext

Die Kornelius-Episode ist damit von der Frage geprägt, welche Position(en) die vielfältigen Strömungen des Frühjudentums im

1. Jhdt. n. Chr. gegenüber Menschen aus den «Völkern», also Nichtjuden mit polytheistischer Religion, einnahmen. Dabei gab es vier Varianten «universalistischer» Tendenzen.

1) *Sympathie*: Es gab vielfältige Formen aktiver Sympathie von Menschen aus den «Völkern» gegenüber dem Judentum. Diese Formen reichten von einer persönlichen Verehrung des Gottes Israels (und damit der Abkehr von heidnischen Kulte) über die Teilnahme an Synagogengottesdiensten bis zur partiellen Einhaltung der Tora (v.a. Sabbatobservanz, Verzicht auf Schweinefleisch) und zur Verrichtung von Gebeten und Opfern im Jerusalemer Tempel. In der Apostelgeschichte werden solche Menschen über ihr Verhalten beschrieben und/oder als «Gottesfürchtige» bezeichnet (10,2; 13,16.26). Von jüdischer Seite wurden solche Annäherungen meist nicht aktiv gefördert. Wenn das Interesse von Menschen aus den «Völkern» selbst ausging, wurde es aber positiv aufgenommen und durch religiösen Unterricht (vgl. Mt 23,15!) unterstützt.

2) *Konversion*: Ein Teil solcher «Sympathisantinnen und Sympathisanten» trat offiziell zum Judentum über und wurde dadurch zu sog. Proselyten. Damit war für Männer in der Regel auch die Beschneidung verbunden.

3) *Ethischer Monotheismus*: Viele frühjüdische Schriften sehen enge Parallelen zwischen der Tora und ihren Geboten sowie philosophischen Entwürfen und religiösen Konzepten – durchaus ähnlich, wie das Zweite Vatikanische Konzil festgehalten hat, dass alle Religionen «nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet» (Nostra Aetate 2). Im Frühjudentum wurden dabei häufig die allgemeineren Gebote (Montheismus, Ethik usw.) hervorgehoben, ethnisch-partikuläre Gebote wie z.B. die Speisegesetze dagegen relativiert.

4) *Teilhabe an der eschatologischen Rettung*: In den prophetischen Schriften der Bibel gibt es zahlreiche Visionen vom endzeitlichen Heil für alle Völker. Die Wege im Einzelnen sind unterschiedlich – Anerkennung des Gottes Israels, Völkerwallfahrt zum Zion usw. – und häufig auch in endzeitliche Völkerkämpfe eingebettet, doch grundsätzlich ist klar, dass der Gott Israels existenzielles Interesse an allen Völkern hat.

Diesen universalistischen Konzepten im Frühjudentum ist gemeinsam, dass Menschen aus den «Völkern», die ihr Leben auf einem der beschriebenen Wege gestalten, vor Gott gerechtfertigt sein können, auch wenn sie nicht zum Judentum übertreten. Der Glaube an die Erwählung Israels begründet somit keinen Anspruch auf einen exklusiven Heils-

weg in der Tora, sondern auf eine besondere Aufgabe Israels in der (und für die) Welt.

Unsere Lesung aus Apg 10 erzählt nun exemplarisch, wie Petrus, Paulus und andere Missionarinnen und Missionare in dieses vielschichtige System eingreifen. Die frühchristliche Mission wendet sich Menschen aus den «Völkern» zu. Damit tut sie nichts anderes als das Mehrheitsjudentum (mit Ausnahme von Qumran, das grundsätzlich auf Abgrenzungen besteht): Kornelius ist ja gerade ein besonders aktiver «Sympathisant» jüdischen Glaubens. Doch indem die frühchristliche Mission solche Menschen durch die Taufe in die jesu-messianischen Gruppen integriert, sie als gleichwertige «Teilhaberinnen und Teilhaber» an der Gotteskindschaft Israels anerkennt und in volle Lebens- und Mahl-gemeinschaft aufnimmt, sprengt sie den mehrheitsjüdischen Konsens, wonach für diesen Schritt die Einhaltung der ganzen Tora nötig war. Spirituelle Grundlage für diese Entscheidung war die Erfahrung, dass diese Menschen faktisch bereits dazugehören (vgl. Apg 10f.): Sie haben den Heiligen Geist empfangen, obwohl sie die traditionellen Kriterien der Zugehörigkeit nicht erfüllen. In diesem Sinne zeigt sich Christus als «Herr aller» (10,36).

Heute mit Apg 10–11 im Gespräch

Die Frage, wer «wirklich dazugehört» und wer nicht, wer – beispielsweise – am eucharistischen Mahl teilnehmen darf und welche Bedingungen er/sie dafür erfüllen muss, findet innerkirchlich wieder grössere Aufmerksamkeit. Mit Blick auf Apg 10f. ist auffällig, welche Zumutungen der Heilige Geist für Petrus bereithält. Es gehörte offenbar zu den wesentlichen Erfahrungen des Frühchristentums, dass der Geist Gottes grundlegende Selbstverständlichkeiten in Frage stellt, verwandelt und dabei fast keine Grenzen des «religiösen guten Geschmacks» kennt.

Was empfinden wir heute – in unserer Gesellschaft, in unserer Kirche – als religiös-spirituelle Zumutungen, die uns die Haare zu Berge stehen lassen? In welchen von diesen Zumutungen könnte sich – vielleicht – die Stimme Gottes, das Wirken des Heiligen Geistes für heute artikulieren? Wo und wie lernen und praktizieren wir heute die «Unterscheidung der Geister», die klassische Form persönlich-gemeinschaftlicher, geistlicher Entscheidungsfindung? *Detlef Hecking*

¹ Vgl. Terence L. Donaldson: *Judaism and the Gentiles. Jewish Patterns of Universalism (to 135 CE)*. Waco 2007.

Der Theologe Detlef Hecking ist Leiter der Bibel-pastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

VERTRAUEN

VERTRAUEN UND KONTROLLE – EIN GESCHWISTERPAAR (II)

Mutig in die Zukunft

Das Zweite Vatikanische Konzil traf eine Reihe mutiger Entscheidungen, von der Liturgiereform über das Verhältnis zu andern Religionen bis zur Mitverantwortung der «Laien», vom Verhältnis der Zentrale zu den Regionen usw. Angesichts der bisherigen Ausführungen floss der Titel dieses Abschnittes eher zögerlich in die Tasten meines Laptops. Es bedarf glaubhafter Zeichen und insbesondere vertrauensbildender Massnahmen, um der gegenwärtigen grassierenden Resignation Einhalt zu bieten und gleichzeitig eine Trendwende einzuleiten. Freude und Hoffnung, nicht Trauer und Angst müssen wieder wie in «Gaudium et spes» den ersten Platz einnehmen und damit die Bewältigung der anstehenden Probleme ermöglichen.

«Mutig in die Zukunft» lautet der Titel einer Sammlung Dominikanischer Beiträge, die 40 Jahre nach dem Ende des Konzils einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt worden sind.³⁹ Als Leitmotiv wählten die Herausgeber das Wort ihres französischen Mitbruders Yves Congar, einer der grossen Theologen des Konzils: «Das Konzil ist kein Abschluss, sondern eine Etappe.» Im Sinne solcher Konzilshermeneutik wolle denn auch das Zitat Papst Johannes' XXIII. verstanden werden: «Mutig in die Zukunft», gleichbedeutend mit dem hoffnungsvollen, zukunftsweisenden Aggiornamento. Kleine Schritte und ein langer Atem dürften für diejenigen nicht weiterhin ausreichen, die den guten Kampf schon lange gekämpft haben. Was dann? Noch mehr Kirchaustritte oder doch eher mehr Auftritte statt Austritte?

«Die neue Handlungslinie für Führungspersonen wird Mut, Vertrauen und Zutrauen sein (...). So wird die Vision eines freien Menschen in unserem christlichen Menschen-Verständnis Wirklichkeit, so ist die neue Rolle der Führung und ihre ethische Verantwortung definiert: Mut machen statt Angst erzeugen – offene Information anstelle von Geheimnistuerei – Vertrauen statt Misstrauen – Kontrolle als Hilfe, nicht zur Bestrafung.»⁴⁰ An Persönlichkeiten fehlt es nicht, welche die Zeichen der Zeit erkannt haben und sie im Licht des Evangeliums auch zu deuten verstehen. Zu ihnen zählt der Wiener Kardinal Franz König, den Victor Conzemius als «Grenzüberschreiter und Brückenbauer» gewürdigt hat.⁴¹ Darin zitiert er Walter Kirchschräger, der seinen Mitbürger als Mensch bezeichnet, «der nicht vereinnahmte, sondern ermutigte». Einen Wiener Bischof schmerzt zwar die traditionsbezogene Denkrichtung durch römische Weisungen und Personalentscheidungen. «Sie können mir aber die positive Haltung zum Konzil nicht rauben. Ja, ich nehme Zeichen wahr, dass letzt-

lich die Saat des Konzils trotz mancher Hindernisse stetig weiterwächst (...). Ein weiterer Aufbruch geschieht an der Basis. Die Zahl der Kirchenbesucher hat in den letzten Jahren abgenommen, das Engagement derer, die (noch) kommen, ist aber wesentlich gewachsen.»⁴² Neben diesen Persönlichkeiten gibt es auch Institutionen, welche mutig in die Zukunft blicken. Im «Luzerner Kirchenschiff» 03/2012, dem Informationsmagazin der katholischen Kirche im Kanton Luzern, sucht eine «Bewegung prospektiver Katholiken» ein Vorstandsmitglied. Ihr Ziel besteht darin, Katholikinnen und Katholiken zusammenzuführen, «um zur Verwirklichung und Weiterentwicklung der vom Zweiten Vatikanischen Konzil verkündeten Grundsätze innerhalb der Kirche beizutragen» (S. 7). Diese kleine Herde lässt sich offensichtlich von der Erkenntnis leiten, dass in einer Atmosphäre der Trauer nicht Wut weiterhilft, noch weniger Davonlaufen, wohl aber Geduld, Beharrlichkeit und Mut, wie sie uns das Neue Testament lehrt.⁴³ Die Deutung der Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums kann nur darin bestehen, die intensiven Impulse des Konzils im Bewusstsein der Kirche gegenwärtig zu erhalten. «Sie sind die Chancen und Hoffnung der Kirche für Gegenwart und Zukunft. Es gibt dazu keine Alternative.»⁴⁴ Auch gemäss Leo Karrer «darf nicht übersehen werden, dass Neues wächst. Es kann nicht genug betont werden: Ein oberflächlicher Blick übersieht leicht, dass Krisen und Zusammenbrüche auch Umbrüche bedeuten können. Umbrüche bedeuten schmerzliche Abbrüche und das Zerschneiden von Liebgewordenem. Sie sind aber auch Aufbrüche von neuen Lebensformen und Durchbrüche zu notwendigen Veränderungen.»⁴⁵

Abschliessend sei der Bogen zum einführenden Abschnitt geschlagen in der Erwartung, dass auch die Betriebswirtschaftslehre ihren Beitrag zum «Mut in die Zukunft» leisten kann. Damit ist der Doppelcharakter der Kirche in «Lumen gentium» angesprochen, zunächst in Art. 4 und ausführlicher in Art. 8: «Die mit hierarchischen Organen ausgestattete Gesellschaft und der geheimnisvolle Leib Christi, die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft, die irdische Kirche und die mit himmlischen Gaben beschenkte Kirche sind nicht als zwei verschiedene Grössen zu betrachten, sondern bilden eine einzige komplexe Wirklichkeit, die aus menschlichem und göttlichem Element zusammenwächst.» Die eine Seite dieser Medaille, nämlich die irdische, mit hierarchischen Organen ausgestattete Kirche ist in ihrer organisatorischen Gestalt zugänglich für die Erkenntnisse der Managementlehre. «Wer

Dr. Pius Bischofberger studierte an den Universitäten Pittsburgh (USA) und St. Gallen und doktorierte über die Durchsetzung betriebswirtschaftlicher Erkenntnisse in der öffentlichen Verwaltung. Er war beruflich auf Bundes- und Kantonebene und in der Beratung kirchlicher Institutionen tätig und publizierte zu Managementfragen in der Kirche (die letzte Veröffentlichung, gemeinsam mit Manfred Belok: Kirche als pastorales Unternehmen – Anstösse für die kirchliche Praxis [Zürich 2008]).

³⁹ Herausgeber Thomas Eggenberger und Ulrich Engel. (St. Benno-Verlag) Leipzig 2007.

⁴⁰ Then, Orientierung im Umbruch (wie Anm. 7), 244.

⁴¹ Sonntag, Nr. 07/2012, 10f.

⁴² Helmut Krätzl: Ein Bischof blickt zurück, in: Stimmen der Zeit 224 (2006), Heft 2, 738.

⁴³ Iso Baumer: Die Trauer eines Christenmenschen, in: SKZ 177 (2009), Nr. 33–34, 554.

⁴⁴ Heinrich Fries: Zeichen der Zeit, in: Biotope der Hoffnung – Zu Christentum und Kirche heute, Ludwig Kaufmann zu Ehren. Hrsg. von Nikolaus Klein, Heinz Robert Schlette und Karl Weber. Olten-Freiburg i. Br. 1988, 22.

⁴⁵ Karrer, Weil es um den Menschen geht (wie Anm. 38), 122.

die Kirche allein für das Zeitlose und Überzeitliche zuständig sieht, halbiert ihren Auftrag.»⁴⁶ Diese Ansicht vertritt auch Franz Xaver Bea, wonach die Unterschiede zwischen einem Unternehmen und der Kirche nicht so gravierend sind, dass eine wechselseitige Übertragung von Erkenntnissen unzulässig wäre.⁴⁷ Für die betrieblichen Aspekte könnte das folgende Zitat des ehemaligen evangelischen St. Galler Hochschul-Seelsorgers als Leitmotiv gelten: «Das St. Galler Management-Modell wird auch für kirchenleitende Funktionen auf allen Ebenen noch seine Bedeutung erlangen können, je hilfloser sich deren Funktionäre mit ökonomischen Faktoren derzeit nicht selten tun, desto mehr.»⁴⁸ Der Autor weiss, wovon er spricht, denn dieses Modell hielt in diakonischen Unternehmen flächendeckend Einzug, und die Notwendigkeit von Management-Schulung für diakonische Führungskräfte sei auf allen Ebenen zur Selbstverständlichkeit geworden.⁴⁹

Diese Feststellungen enthalten nicht nur eine Aufforderung an das kirchliche Kader, sondern sind auch ein Appell an die jüngere Generation von Seelsorgenden. Der folgende Hinweis ist ein mutiges Zeichen in die richtige Richtung. Die Erfahrung der Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Theologischen Hochschule Chur, Eva-Maria Faber, zeigt, dass die gegenwärtigen pastoralen Realitäten den Priesteramtskandidaten während der Ausbildung mehr und mehr bewusst werden. «Die einen sehen mit Widerwillen entsprechende berufliche Perspektiven auf sich zukommen, andere sehen sich motiviert, sich engagiert auf die vielen auch organisatorischen Aufgaben vorzubereiten und sich auch das nötige Know-how für kirchliches Management anzueignen.»⁵⁰ Solche Motivation ist umso mehr zu begrüssen, als von hoher pastoraler Warte festgestellt wird, dass es in der Kirche Bereiche gebe, «die tatsächlich der gleichen Gesetzmässigkeit wie Wirtschaftsbetriebe unterliegen (...). Organisation jeglicher Art, Planung und Konzepte, Strukturen und Ordnungen, sogar kirchliche Gesetze müssten dazu dienen, die Botschaft Christi möglichst vielen möglichst verständlich, immer neu verkünden zu können.»⁵¹

«Gaudium et spes» ruft in Art. 62 dazu auf, «in der Seelsorge nicht nur die theologischen Prinzipien, sondern auch die Ergebnisse der profanen Wissenschaften» zu beachten und anzuwenden. In ihrer Tübinger Antrittsvorlesung vom 4. Juli 2002 erwähnte Doris Nauer in diesem Zusammenhang auch die Betriebswirtschaftslehre. Als Bestandteil einer interdisziplinär geprägten, zeitgemässen Pastoraltheologie trage sie dazu bei, der schwindenden Glaubwürdigkeit christlicher Seelsorge innerhalb der Kirchen wie auch in der Gesellschaft entgegenzuwirken.⁵²

In diesem Zusammenhang sei der Basis-Lehrgang Kirchenmanagement erwähnt, der von der RKZ als Trägerin in Zusammenarbeit mit dem Institut für Verbands-, Stiftungs- und Genossenschafts-Management der Universität Freiburg durchgeführt wird. Daniel Kosch, seit 2001 Generalsekretär der RKZ, verfügt über ein breites berufliches Beziehungsnetz und vertiefte Einblicke in die Mechanismen der Kirche Schweiz. Er ist sich bewusst, dass sich kirchliche und private Organisation zufolge ihrer Unterschiede in Zweck und Mitteln verschiedenartigen Grundsätzen folgen, die sich strukturell und funktionell auswirken. Demzufolge ist er in besonderer Weise berufen, das für kirchliche Institutionen Spezifische zu ermitteln und entsprechende Impulse zu vermitteln (weitere Informationen zum gegenwärtigen Lehrgang unter www.rkz.ch).

Zum kirchlichen Management liegt bereits ein beachtliches Schrifttum vor. Die Frage stellt sich, wie diese Erkenntnisse gerade auch für die verschiedenen Arten und Aspekte der Konzilsreform nutzbar gemacht werden können; denn Management insgesamt und Kontrolle als spezifische Managementfunktion sind fruchtbare Hilfen zur Vertrauensbildung und -förderung, wie schon einleitend festgestellt wird. Wäre z. B. eine Art Think-Tank denkbar, bei dem sich Vertreter verschiedener Wissenszweige auf Augenhöhe treffen, um entsprechende notwendige Impulse zu erarbeiten? Und könnte die SKZ als allfällige Plattform gelten, wo konkrete Ergebnisse einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden? *Pius Bischofberger*

⁴⁶ Hans-Joachim Höhn: «Gleicht Euch nicht an!» – Die Identität der Kirche und ihre Distanz von der Welt, in: Herder Korrespondenz 66 (2012), Nr. 1, 14.

⁴⁷ Vgl. Franz Xaver Bea: *Communio-Management*, in: *Communio – Ideal oder Zerrbild von Kommunikation?* (= *Quaestiones Disputatae* Bd. 176). Freiburg-Basel-Wien 1999, 77.

⁴⁸ Alfred Jäger: *Epilog: Theologie und Ökonomie – Plädoyer für eine Grenzüberschreitung*, in: *Dietzfelbinger-Teuffel, Heils-Ökonomie* (wie Anm. 25), 211.

⁴⁹ Vgl. Alfred Jäger: *Diakonie-Management ist an der Zeit – Bericht aus Deutschland*, in: *Diakonie und Ökonomie – Orientierungen im Europa des Wandels*. Hrsg. von Christoph Sigrist. Zürich 2006, 178, 180.

⁵⁰ Eva-Maria Faber: *Spannungsfelder der Priesterausbildung heute* (2. Teil), in: *SKZ* 173 (2006), Nr. 19, 311.

⁵¹ Helmut Krätzl: *Neue Freude an der Kirche – Ein engagiertes Bekenntnis*. Innsbruck-Wien 2002, 146, 149.

⁵² Vgl. Doris Nauer: *Zeitgemässe Seelsorge*, in: *Bulletin ET – Zeitschrift für Theologie in Europa* 14 (2003), Heft 1, 101.

DIE «KIRCHLICHE VERTRAUENSKRISE» IM BLICKFELD DER VERTRAUENSFORSCHUNG (I)

Versuch einer Differenzialdiagnose

Die Diagnose, dass die katholische Kirche¹ in einer tiefen Vertrauenskrise steckt, ist weiterhin ebenso unbestritten wie die Aussage,

dass eine solche Krise den Lebensnerv einer Institution trifft, die Vertrauen stiften will. In dieser Diagnose treffen sich der Papst, kirchenkritische Theo-

PD Dr. Simon Peng-Keller
unterrichtet als Dozent für
Theologie der Spiritualität an
der Theologischen
Hochschule Chur,
koordiniert an der
Universität Zürich
das interdisziplinäre
Forschungsprojekt
«Vertrauen verstehen»
und ist im Bereich der
Kontemplation als
Kursleiter tätig.

¹ Ich konzentriere mich im
Folgenden der Einfachheit
halber auf die römisch-
katholische Kirche. Die
Vertrauenskrise, mit der
die reformatorischen
Kirchen sich konfrontiert
sehen, bedarf einer eigenen
Untersuchung. Vgl. Friedrich
Wilhelm Graf: Kirchendäm-
merung. Wie die Kirchen
unser Vertrauen verspielen.
München 2011.

² Die folgenden Über-
legungen entwickelten sich
aus dem an der Universität
Zürich verorteten interdis-
ziplinären Forschungspro-
jekts «Vertrauen verstehen.
Grundlagen, Formen und
Grenzen des Vertrauens»,
an dem Forscherinnen und
Forscher aus den Berei-
chen Theologie/Religions-
philosophie, experimentelle
Ökonomie, Sozialgeschichte,
Soziologie und Psycho-
logie beteiligt sind. Einen
Überblick über die aktuelle
Forschungslage habe ich
versucht in: Vertrauenspro-
bleme, Vertrauensformen
und Vertrauensforschung,
in: Hermeneutische Blätter.
Zürich 2010, 5–21.

³ Vgl. zum Folgenden auch:
Ingolf U. Dalferth/Simon
Peng-Keller: Vertrauens-
kommunikation in profession-
ellen Kontexten. Diskus-
sionsstand und Forschungs-
perspektiven aus hermeneu-
tischer Sicht, in: Ingolf U.
Dalferth/Simon Peng-Keller
(Hrsg.): Kommunikation des
Vertrauens. Leipzig 2012,
195–219.

⁴ Vgl. Eva-Maria Faber:
Warum Kirchenkrisen zur
«Gotteskrise» werden, in:
SKZ 180 (2012), 669–681;
692–669.

logen und nicht kirchlich gebundene Journalisten. Wird die Vertrauenskrise näher beschrieben, treten die unterschiedlichen Sichtweisen allerdings wieder hervor. Doch wie immer die Akzentsetzungen ausfallen: Dass es in der Kirche und gegenüber der Kirche an Vertrauen fehlt, steht für alle fest. In der Diagnose ist man sich einig. Gestritten wird über deren Ursachen und über die Therapie.

Wie steht es um die Diagnose?

Blickt man vor dem Hintergrund der jüngeren Vertrauensforschung² auf diese Diagnose, stellt sich weniger die Frage, ob sie stimmt, sondern ob sie hinreichend differenziert ist.³ Will ein Arzt einem Patienten eine angemessene Therapie verschreiben, genügt es nicht, wenn dieser zur zweifellos zutreffenden Diagnose kommt, dass der Patient eindeutig an einer schweren Krankheit leide oder zumindest etwas mit ihm nicht stimme. Der Arzt würde damit nur wiederholen, was der Patient selber schon weiss und spürt. Der Vertrauenskrisediskurs leidet oft unter einer ähnlichen Unter- und Unbestimmtheit. Dass in diesem Diskurs immer vom gleichen Vertrauen geredet wird, ist keineswegs ausgemacht. Wenn die Vertrauensforschung und die philosophische Vertrauensdiskussion eines gezeigt haben, dann dies: Vertrauen ist ein vielschichtiges und variables Phänomen. Es gleicht dem Wasser, das in sehr unterschiedlichen Formen und Aggregatzuständen auftritt. Wenn die Diagnose einer kirchlichen Vertrauenskrise richtig sein sollte, was zu vermuten ist, bedarf es einer Analyse, welches bzw. wessen Vertrauen brüchig geworden ist. Und es muss auch die grundsätzlichere Frage geklärt werden, welche Form des Vertrauens in den Kirchen und gegenüber ihnen realistischerweise möglich und wünschbar ist und wie sich dieses kirchliche Vertrauen zum Gottvertrauen verhält, das die Kirche zu bezeugen hat. Dabei darf nicht von vornherein ausgeschlossen werden, dass eine kirchliche Vertrauenskultur auch eine gewisse Dosis an Misstrauen brauchen könnte. Das Vorhandensein bestimmter Formen von Misstrauen bedeutet jedenfalls noch keine Vertrauenskrise. Vertrauen ist nicht immer angezeigt und Misstrauen nicht immer disfunktional. Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Versuch, die Diagnose «kirchliche Vertrauenskrise» zu präzisieren.

Theologische Vertrauensfragen

Ich gehe von der Voraussetzung aus, dass eine solche Präzisierung eine theologische Aufgabe darstellt, die sich von einer soziologischen oder sozialpsychologischen Situationsanalyse unterscheidet, auch wenn sie diese einzubeziehen hat. Das macht die Aufgabenstellung komplex. Es stellt sich auch die Frage, welche Rolle dem Gottvertrauen für die besagte Krise zukommt: Ist die kirchliche Vertrauenskrise auf eine

Krise des Gottvertrauens zurückzuführen? Oder ist es eher umgekehrt: dass die auf Strukturproblemen beruhende Vertrauenskrise eine Glaubenskrise erzeugt oder zumindest verstärkt?

Damit kommen grundsätzliche ekklesiologische Fragen auf den Tisch: Welche Rolle spielt die Kirche für unser Gottvertrauen? Ist das «credo ecclesiam» des Glaubensbekenntnisses so zu verstehen, dass wir ohne ein Vertrauen in die Kirche nur im Ausnahmefall zum Gottvertrauen finden? Dass der konstatierte Schwund an Vertrauen gegenüber der Kirche ihren zentralen Auftrag, den Glauben zu bezeugen und weiterzugeben, gefährdet, ist kaum zu bestreiten. Doch gilt deshalb: ohne Vertrauen in die Kirche kein Gottvertrauen!? Wird der Kirche damit nicht zu viel zugetraut oder zugemutet? Macht das Evangelium nicht sich selbst glaubwürdig – mag es seinen Verkündigern auch an Vertrauenswürdigkeit und den Gläubigen an Vertrauen mangeln? Doch auch dieses Argument ruft Einwände hervor: Dient es nicht als Vorwand, um von notwendigen Struktur-reformen abzulenken?⁴

Damit sind mehr Fragen aufgeworfen, als dieser Beitrag beantworten kann. Sie müssen dennoch gestellt werden. Eröffnen sie doch einen theologischen Reflexionsrahmen, der zur Klärung der besagten Diagnose unabdingbar ist. Um sie zu präzisieren, sollen in einem ersten Schritt einige Einsichten und Unterscheidungen der akademischen Vertrauensforschung resümiert werden. Sie stellen ein nützliches Instrumentarium dar, um in einem zweiten Schritt die aktuelle kirchliche Vertrauenskrise zu analysieren. Das Ergebnis meiner Differenzialdiagnose lässt sich in drei Punkten resümieren: (1.) Wir haben es gegenwärtig mit mehreren sich überlappenden kirchlichen Vertrauens- und Vertrauheitskrisen zu tun. Dabei sind strukturelle Probleme und kirchliche Identitätsfragen miteinander verwoben. (2.) Eine kirchliche Vertrauenskultur, die in verlässlicher Weise die Vertrauenswürdigkeit ihres Ursprungs bezeugt, braucht ausgewogene Formen gegenseitiger Kontrolle. Dazu gehören auch Formen des institutionalisierten Misstrauens. (3.) Christliches Gottvertrauen baut auf religiöser Vertrautheit und kirchlichem Ordnungsvertrauen auf und geht zugleich darüber hinaus.

Vertrauen als Beziehungsphänomen und praktische Einstellung

Vertrauen ist grundlegend für menschliches Zusammenleben. Es schafft verbindliche Nähe und ermöglicht verlässliche Kooperation. Während in überschaubaren Gemeinschaften Vertrauen sich auf Vertrautheit abstützen kann, ist für das Vertrauen innerhalb von komplexen Gesellschaften gesichtsabhängiges Vertrauen unzureichend. Um dem politischen System der Schweiz zu vertrauen, mag es

Weihnachten hinter Gittern: Niño Jesus und Schoggimilch

Andreas Wettstein feiert in Peru Weihnachten mit "schweren Jungs"

Von Andrea Moresino



Gefangenenseelsorger Andreas Wettstein im Jugendgefängnis von Huancayo in Peru

Freiburg i. Ü. – Weihnachten in einem Gefängnis in den peruanischen Anden: Bei rund 25 Grad tagsüber wird heisse Schokolade getrunken und gemeinsam Panettone gegessen. "Schoggimilch an Weihnachten ist so traditionell wie die Guetzli im adventlichen Teller in der Schweiz", sagt Andreas Wettstein, Ordensmann der Missionsgesellschaft Bethlehem Imensee. Er ist Gefangenenseelsorger in Huánuco, einer Stadt mit 200.000 Einwohnern in den nördlichen peruanischen Zentralanden. Vielen Insassen ersetzen die Gefängnisseelsorger die Familie – gerade an Weihnachten.

"Ihr von der Gefängnisseelsorge, seid meine Familie", sagte dem Ordensmann ein junger Insasse im Gefängnis von Huancayo, einer Stadt mit rund 250.000 Einwohnern auch in den Anden. Wettstein, der von 2003 bis 2011 die Seelsorge in den drei Gefängnissen von Huancayo koordinierte, lebt seit Anfang dieses Jahres in Huánuco. Auch an seiner neuen Wirkungsstätte kümmert er

sich um die Insassen des örtlichen Gefängnisses. Und auch hier sei das Gefängnis mit rund 2.000 Insassen – doppelt so viele als vorgesehen – hoffnungslos überfüllt, erzählt Wettstein.

Mörder und Unschuldige

Entsprechend prekär sei die Situation, viele der Männer würden auf Schaumstoffmatten auf dem Betonboden schlafen. Eine separate Unterbringung nach der Schwere der Vergehen sei nur unzureichend möglich, die Bandbreite der Straftaten gross: Vom mehrfachen Mord, über Vergewaltigung und Drogenhandel bis hin zu Bagatelldiebstählen sei alles vertreten. Auch Unschuldige finden sich im Gefängnis wieder, denn Korruption sei weit verbreitet, erzählt der Seelsorger, und in seiner Stimme schwingt Ärger mit. Aus Rache könne man recht schnell in einem der Gefängnisse "entsorgt" werden und wer sich keinen Rechtsbeistand leisten könne, der sehe die Freiheit nicht so bald wieder.

Umso wichtiger scheint die Gefangenenseelsorge zu sein, die aus einem Ko-

Editorial

Umdenken? – Es wird enger in der Kirche: Die Zahl der Konfessionslosen nimmt zu, traditionsreiche katholische Blätter wie die französischsprachige Bistumszeitung "Evangile et mission" müssen mangels Publikum ihr Erscheinen einstellen. Der Spardruck ist derart hoch, dass die Römisch-katholische Zentralkonferenz der Schweiz zum dritten Mal in Folge zu mehr Solidarität aufruft. Auch was die Glaubwürdigkeit betreffe, sei die Kirche derzeit in einer "dramatischen Situation", befand unlängst der Einsiedler Abt Martin Werlen. Es fehle das Feuer, so sein Urteil.

Wenn in dieser Lage mehr als tausend Personen, über 400 Unterzeichner und 600 Sympathisanten, in einer "Pfarrei-Initiative" ihrer Sorge um das lebendige Fortbestehen der Schweizer Kirche Ausdruck verleihen, mutet es um so befremdlicher an, wenn die reflexartige Reaktion einzelner Bischöfe einzig in Drohgebärden liegt. Die Forderungen der Initianten mögen ausserhalb des kirchenrechtlich Machbaren liegen, ihr Vorgehen mag "taktisch ungeschickt" sein. Aber kann Kirche sich hier und heute wirklich leisten, die verbliebene Glut mit wortlosen Disziplinarmaßnahmen zum Ersticken zu bringen?

Andrea Krogmann

Das Zitat

Veränderungen. – "Wir müssen uns überall für die Religionsfreiheit einsetzen: bei der Regierung, in der Gesellschaft, an den Universitäten. Nur so können wir die Menschen dazu bringen, über Religionsfreiheit nachzudenken und über die Gleichberechtigung der Bürger. Das ist keine Frage einer persönlichen Entscheidung. Nein, es geht darum, die Mentalität im Nahen Osten zu ändern."

Paul Matar, maronitischer Erzbischof von Beirut, spricht im Interview mit Radio Vatikan (7. Dezember) über die schwierige Situation der katholischen Kirche in den Ländern des Nahen Ostens. (kipa)

Martin Gächter. – Der Weihbischof des Bistums Basel kritisiert die Chor-Renovation in der St. Ursenkathedrale Solothurn als "Rückschritt hinter das 2. Vatikanische Konzil". Neben der künstlerischen Ausgestaltung des Altars kritisiert Gächter dessen unglückliche Platzierung. Dass er nicht mittig platziert wurde, schade der Akustik und der Nähe zum Volk. Es herrsche "ein spürbares Gedränge" in Altarnähe, so Gächter. (kipa)

Werner De Schepper. – Der 47-jährige Vizepräsident der Kommission für Kommunikation und Medien der Schweizer Bischofskonferenz wird ab 1. März 2013 neuer Chefredaktor des Berner Regionalfernsehsenders "Tele Bärn". Der studierte Theologe und ehemalige "Blick"-Chefredaktor ist derzeit stellvertretender Chefredaktor der "Aargauer Zeitung". "Tele Bärn" gehört seit Anfang 2012 den AZ Medien, der Herausgeberin der "Aargauer Zeitung". (kipa)

Felix Gmür. – Der Basler Bischof ist von der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) zum neuen Präsidenten des Stiftungsrates des Fastenopfers ernannt worden. Gmür wird ab 1. Juli 2013 Nachfolger von **Markus Büchel**, dem St. Galler Bischof und designierten SBK-Präsidenten. (kipa)

Georg Gänswein. – Der Prälät ist von Papst **Benedikt XVI.** zum Präfekten des päpstlichen Hauses und zum Erzbischof ernannt worden. Der aus dem Schwarzwald stammende Geistliche ist seit der Wahl von Benedikt XVI. im April 2005 dessen Privatsekretär und einer der engsten Mitarbeiter. (kipa)

Ignatius IV. Hazim. – Der griechisch-orthodoxe Patriarch von Antiochien, ist am 5. Dezember im Alter von 92 Jahren gestorben. Der aus Westsyrien stammende Kirchenführer erlag in Beirut einem Schlaganfall. (kipa)

David Moxon. – Der anglikanische Erzbischof vertritt künftig seine Kirche beim Vatikan. Ehrenprimas **Rowan Williams** ernannte den 61-jährigen Neuseeländer zum Repräsentanten beim Heiligen Stuhl und Leiter des Anglikanischen Zentrums in Rom. (kipa)

ordinator und einem Priester, dem spirituellen Begleiter Andreas Wettstein und einem Team von rund 20 Freiwilligen besteht. Sie bieten nicht nur spirituelle Gespräche an, feiern Gottesdienste oder besuchen die Insassen, sondern sorgen sich auch um einen Rechtsbeistand für jene, die es sich nicht leisten können.

Niño Jesus

Doch an Weihnachten scheint der Trott des Gefängnisalltags unterbrochen. Wie ausserhalb der Mauern spiegelt sich im Gefängnis das Interesse am Glauben und an der Religion wider: Rund ein Drittel der Insassen nehmen die Einzelseelsorge in Anspruch, beten gemeinsam oder machen 'Bibelteilen'. "Weihnachten mit den Insassen und ihren Angehörigen feiern wir an jenem Besuchstag, der dem Heiligen Abend am nächsten ist", erzählt Wettstein. Das hat mit der Sicherheit zu tun: An Heiligabend ist nur ein absolutes Minimum an Gefängnispersonal im Dienst und deshalb sind keine Besuche möglich.

Doch Weihnachten beginnt schon im Advent. In einigen Trakten basteln Insassen Krippen. Mit dem Sozialdienst des Gefängnisses organisiert die Seelsorge einen Krippenwettbewerb. Alle Krippen werden gesegnet, die drei besten jährlich prämiert. "Die Männer haben sich sehr ins Zeug gelegt und viel Engagement und Phantasie gezeigt beim Bau der Krippen." Darin sei die Freude auf das bevorstehende Fest gut spürbar gewesen. Auch bei der Vorbereitung auf den Gottesdienst helfen die Insassen mit. Ein eigener Gefängnis-Chor unterstützt auch an Weihnachten den Gottesdienst musikalisch. Beim Schmücken der Kapelle helfen die Männer mit.

Es sei jedes Mal sehr berührend, wenn die Insassen ihr persönliches

Christkind mit zur Weihnachtsmesse bringen. Ein persönliches Christkind? "Aber ja", lacht der Gefängnisseelsorger. Fast jeder nehme seinen persönlichen 'Niño Jesus', wie das Christkind in Peru genannt wird, zur Messe mit – ein kleines, zerbrechlich wirkendes Figürchen. Im Gottesdienst werden die Christkind-Figuren gesegnet und bei der Rückkehr in die Zelle in die dafür vorbereitete Krippe gelegt – zwischen Familienfotos und persönlichen Andenken.

Gemeinschaft und Teilen

Einen Weihnachtsbaum, wie in Europa, gibt es in Peru eigentlich nicht, erzählt Wettstein. Obwohl, auch in diesem lateinamerikanischen Land habe der Plastikbaum den Markt erobert. Im Gefängnis sei er aber noch nicht angekommen. Hinter hohen Mauern und Stacheldrahtzaun sei die Gemeinschaft gerade an den Weihnachtstagen viel wichtiger. "Weihnachten heisst Gemeinschaft und Teilen", sagt der Seelsorger überzeugt und fügt hinzu, dass die Menschen hier schon mit sehr wenig zufrieden seien. "Ein Paar Socken sind ein sehr schönes und grosses Geschenk." Viele erhalten kein Geschenk.

"Wie ein Abendmahl"

Und doch: Wer etwas geschenkt bekommt, behält es meist nicht für sich allein. Die Angehörigen bringen vielfach Schokolade und Panettone mit. Die Schokolade wird gesammelt und in einem grossen Topf mit Milch gekocht. Auch der Panettone wird geteilt. "Sie teilen, was sie bekommen, und ich habe noch nie erlebt, dass jemand für sich allein gegessen hat", erzählt der Ordensmann. Dieses miteinander essen sei wie ein Abendmahl. Es sei mehr oder weniger selbstverständlich. (kipa / Bild: Andreas Wettstein)

Pfarrrei-Initiative: Chur will Konsequenzen

Winterthur ZH. – Seelsorger aus dem Dekanat Winterthur, die die Pfarrrei-Initiative mit ihrer Unterschrift unterstützen, haben offenbar mit Konsequenzen zu rechnen. **Bischof Vitus Huonder** habe gedroht, den Unterzeichnern in Zukunft kirchliche Ämter zu verweigern.

Der Dekan von Winterthur, Hugo Gehring, bestätigte einen entsprechenden Bericht der Zeitung "Der Landbote" (8. Dezember). Ein direktes Gespräch mit Bischof Huonder in dieser Angelegenheit habe es nicht gegeben, aber ihm seien mögliche Stellenveränderungen innerhalb des Dekanats übermit-

telt worden, sagte Gehring auf Anfrage. Hintergrund sei die Ankündigung von Bischof Vitus Huonder, Unterzeichnenden der Pfarrrei-Initiative eine Erneuerung ihrer Missio Canonica zu verweigern, so der Dekan. "Wer die Initiative unterstützt, ist gegen die Kirche", fasst Gehring die Haltung Huonders zusammen. Er wisse von dieser Ankündigung nur für sein Dekanat. Es sei aber anzunehmen, dass sie für das gesamte Bistum gilt. Das Bistum Chur lehnte eine Stellungnahme ab. Bischof Huonder werde in den nächsten Tagen mit den meisten Unterzeichnern im Bistum Kontakt aufnehmen, um Fragen zu klären. (kipa)

Apokalypse – aber richtig

Gut vorbereitet in den Weltuntergang

Von Inga Killian

Bonn. – Das Ende des Mayakalenders prophezeit das Ende der Welt. Zeit also, sich Gedanken zu machen, wo und wie man diesen Moment erleben möchte. Reise- und Überlebenstipps für die Apokalypse.

Tsunami, Asteroiden, Schwarze Löcher – wie genau die Welt untergehen wird, darüber scheiden sich die Geister. Dass sie jedoch in wenigen Tagen das Zeitliche segnen wird, scheint eine ausgemachte Sache. Grund für die um sich greifende Endzeitstimmung ist der Mayakalender, der am 21. Dezember ausläuft. Das Ende des Zyklus "13 Baktun" heizt apokalyptische Spekulationen und Prophezeiungen an – auch in Europa.

Doch wie damit umgehen? Ignorieren? Zu langweilig. Hinfahren? Schon besser – der vorausgesagte Weltuntergang könnte für Mittelamerika zum Tourismuserfolg werden. Schon seit Wochen seien die meisten Hotels in der Region total ausgebucht, heisst es in örtlichen Medien. Insgesamt rechnen Touristiker mit weit mehr als zehn Millionen Besuchern. Doch auch für alle, die in der bevorzugten Weltuntergangsregion keine Übernachtung mit Frühstück mehr ergattern konnten, bleiben viele Alternativen.

Ausserirdische sehen

So könnte man pünktlich zum Untergang etwa nach Frankreich reisen. Die Überlebenschancen in Bugarach, einem kleinen Dorf nahe der Pyrenäen, stehen gut. Denn genau hier, auf dem 1.230 Meter hohen Pic de Bugarach, werden am 21. Dezember Ausserirdische landen und sich mit wenigen Auserwählten von dannen machen. Das Interesse der Weltbevölkerung an dem 200-Seelen-Örtchen wuchs in den vergangenen Wochen ins Unermessliche.

"Wir sind hier wie im Zoo", sagte Bürgermeister Jean-Pierre Delord der Tageszeitung "Figaro". "Die Leute kommen, um uns zu sehen. Wir sind zur Attraktion der Gegend geworden." Inzwischen hat die zuständige Behörde die Sperrung des Berges für die Zeit des mutmasslichen Weltuntergangs angeordnet. Ob sich die Endzeit-Gläubigen davon abschrecken lassen werden, ist fraglich. Schätzungen zufolge werden bis zu 100.000 Menschen erwartet.

Ähnlich voll könnte es im türkischen Şirince in der Nähe der Ägais-Küste

werden. Hotelbetreiber berichten von einem Boom an Zimmerbuchungen für die Zeit um den 21. Dezember. Grund ist ein Gerücht, nach dem ausgerechnet die Menschen in Şirince das Weltende überleben könnten. Ähnlich der biblischen Überlieferung werde eine moderne Arche Noah nahe der Stadt vor Anker gehen und eine Zahl von Auserwählten an Bord nehmen, um sie vor einer neuerlichen Sintflut zu retten.

Weniger biblisch und eher ungemütlich wird es in der Weltuntergangsnacht im Elsass zugehen. Die Verantwortlichen der Bunkeranlage Schoenenbourg nehmen die Ängste der Endzeitjünger offensichtlich sehr ernst – und öffnen den örtlichen Weltkriegsbunker in der Nacht zum 21. Dezember. Für umgerechnet 8,40 Franken können Erwachsene hier mit etwas Glück den Weltuntergang überleben – Glühwein und Lebkuchen inklusive. Ähnliche Überlebenschancen haben Erdenbürger, die in einem privaten Bunker Schutz suchen. Allerdings nur, wenn sie sich zuvor um die richtige Ausstattung ihrer Notbehausung gekümmert haben. Profi-Bunkerausstatter Karl Hillinger berichtet in der Zeitung "Die Welt", Luftfilteranlagen, Dosenbrot und Energieriegel seien derzeit besonders gefragt.



Endzeitdarstellung in einer Kirche

Besser gut versichert

Wer ohne grösseren Aufwand trotzdem gut vorbereitet in den Weltuntergang starten will, sollte sich mit Jan Albrecht in Verbindung setzen. In der "Bild"-Zeitung gibt der Dresdner Makler Tipps zum Thema "Gut versichert in den Weltuntergang". Sollte die Welt doch mit einem blauen Auge davonkommen, sei das Geld in den Versicherungen auch langfristig gut angelegt. (kipa / Bild: Andrea Krogmann)

Verschoben. – Das neue Luzerner Passionsspiel wird erst im Herbst 2014 aufgeführt statt wie vorgesehen 2013. Angesichts des grossen öffentlichen Interesses und der Kritik an dem Projekt liege den Gremien daran, genügend Zeit für eine sorgfältige Vorbereitung der Passionsspiele einzuräumen. (kipa)

Schluss. – Das Ökumenische Aids-Pfarramt beider Basel schliesst Ende 2013. Spardruck bei den Kirchen und ein Rückgang der HIV-Ansteckungen sind die Hauptgründe für die Aufhebung. Die Kirchen wollen im Rahmen der etablierten Aktivitäten Anlaufstelle für Betroffene bleiben. (kipa)

Zusammenschluss. – Wollen reformierte Kirchgemeinden im Kanton St. Gallen vom Finanzausgleich profitieren, müssen sie ab 2016 mindestens 1.000 Mitglieder zählen. Acht kleinen Kirchgemeinden, überwiegend aus dem Toggenburg und Rheintal, bleibt deshalb nur die Fusion. (kipa)

Konfessionslos. – Im Kanton Aargau verlieren die beiden grossen Kirchen Mitglieder, nicht-christliche Religionen legen zu. Die Zahl der Konfessionslosen hat sich laut dem jüngsten Statistischen Jahrbuch des Kantons in den letzten zehn Jahren von 10,5 auf 20,7 Prozent fast verdoppelt. (kipa)

Aus. – Nach 140 Jahren stellt die alle zwei Wochen erscheinende Zeitschrift des Bistums Lausanne, Genf und Freiburg, des französischsprachigen Teils des Bistums Basel und der Abtei Saint-Maurice, "Evangile et Mission", auf Ende Jahr ihr Erscheinen ein. Drei Personen mit insgesamt 160 Stellenprozenten verlieren die Arbeitstelle. (kipa)

Ausgezeichnet. – Der Sozialpreis der Stadt Bern geht dieses Jahr an die Institutionen La Prairie und Dargebotene Hand. Der mit 10.000 Franken dotierte Preis anerkennt das grosse freiwillige Engagement. (kipa)

Neu. – Deutschlands Katholiken erhalten zum Advent 2013 ein neues Gesangbuch. Der Vatikan hat seine Zustimmung zum neuen "Gotteslob" gegeben, die deutschen Bischöfe haben die Druckfreigabe erteilt. (kipa)

Abtreibungsinitiative: Initianten enttäuscht

Münchenstein BL. – Die Urheber der Volksinitiative "Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache" zeigen sich enttäuscht über die jüngste Stellungnahme der Schweizer Bischöfe zu ihrem Begehren. Diese verzichten trotz ihrer Sympathie für das Anliegen auf eine Ja-Parole.

Die Bischöfe plädieren für eine "Wende" in der Abtreibungsfrage. Ein Schwangerschaftsabbruch soll für eine Frau keine Option mehr sein, hielten sie am 6. Dezember im Anschluss an ihre Versammlung fest. Im Vordergrund müsse die Hilfe für in Not geratene schwangere Frauen und ihre Kinder stehen. Trotz Sympathie für das Anliegen gingen sie aber nicht so weit, die Initiative zur Annahme zu empfehlen. Die Diskussion der Finanzierungsweise genüge nicht "für die Entscheidung pro oder contra Abtreibung".

Das Initiativkomitee nimmt die Stellungnahme der Schweizer Bischöfe "mit Skepsis" zur Kenntnis. Was die Bischöfe wollten – das Umdenken in der Gesellschaft – sei "politisch" leider nicht durchsetzbar, heisst es in der Mitteilung des Initiativkomitees. Die Initiative wolle hingegen "alle Schweizerinnen und Schweizer vom Zwang befreien, Abtreibungen mitfinanzieren zu müssen!" Positiv äussert sich das Komitee zu den "eindeutigen" Stellungnahmen einzelner Bischöfe zugunsten der Volksinitiative.

Die Volksinitiative "Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache" wurde im Juli 2011 mit rund 111.000 Unterschriften eingereicht. Sie verlangt, dass Abtreibungen künftig nicht mehr von der obligatorischen Krankenversicherung bezahlt werden. Wann das Begehren an die Urne kommt, ist noch unbekannt. (kipa)

Zürich: Notfallseelsorge neu ökumenisch

Zürich. – Das Parlament (Synode) der katholischen Kirche im Kanton Zürich hat am 6. Dezember einstimmig ja gesagt zum paritätischen Mitwirken bei der Notfallseelsorge. Damit wird die Notfallseelsorge neu auf eine ökumenische Basis gestellt.

In einem Zusammenarbeitsvertrag zwischen der Evangelisch-reformierten Landeskirche und der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich werden Organisation und Finanzierung der Notfallseelsorge geregelt. Die jährlichen Kosten betragen je Kirche 140.000 Franken. Derzeit stehen im Kanton Zürich über 100 Seelsorgende in

sechs Regionen für Notfalleinsätze zur Verfügung; 2011 wurden 146 Einsätze geleistet.

Mit der klaren Zustimmung für einen Zusatzbeitrag in der Höhe von jährlich gut 300.000 Franken an die Diakonieförderung wird die Abteilung Diakonie der Caritas Zürich ausgebaut. Sie unterstützt diakonische Tätigkeiten und die Sensibilisierung in Armut- und Gerechtigkeitsfragen. Mit der Fachstelle pfarreiliche Soziale Arbeit berät, begleitet und fördert Caritas Sozialarbeitende insbesondere in den Pfarreien. 2011 waren im Kanton Zürich 43 Sozialarbeitende in 37 der 96 Pfarreien tätig. (kipa)

Die Zahl

Fünf. – Das Wirtschaftsmagazin "Forbes" setzt Papst Benedikt XVI. auf der diesjährigen Liste der mächtigsten Menschen der Welt auf Platz fünf. Das katholische Oberhaupt rangiert damit hinter US-Präsident Barack Obama, Bundeskanzlerin Angela Merkel, Russlands Präsident Wladimir Putin und Microsoft-Gründer Bill Gates. Gegenüber der Vorjahresliste rückte Benedikt XVI. ebenso wie Merkel um zwei Plätze auf. 2011 lag er hinter König Abdullah von Saudi-Arabien. (kipa)

Sechs. – In Indien ist ein sechsstündiger Film über Jesus veröffentlicht worden. Das von dem katholischen Missionspater Geo George gedrehte Epos zeige Jesus im indischen Kontext mit Musik und Gesang. Die Produktion dauerte sieben Jahre; die rund 200 Mitwirkenden waren grösstenteils Nichtchristen. Die Rolle des Jesus übernahm der Hindu Ankit Sharma. Der Film mit dem Titel "Christayan" solle nicht eine sentimentale Verehrung Jesu fördern, sondern den Stifter des Christentums in seinem Einsatz für Frauen, Unterdrückte und die Schöpfung darstellen, so George. (kipa)

400. – Rund 400 PS hat das neue Papiomobil von Papst Benedikt XVI., bei dem Hersteller Mercedes Benz mit einer Reihe von Neuerungen aufwartet: Der verglaste Spezialaufbau ist 40 Zentimeter höher; ein elektrisch verstellbarer Stuhl, eine ausfahrbare Treppe mit angepasster Tritthöhe und zusätzliche Haltegriffe machen das Ein- und Aussteigen für das 85-jährige Kirchenoberhaupt leichter. (kipa)

Zeitstriche

Im Lot. – In der politischen Krise in Ägypten hofft die Kirche auf den Dialog mit Präsident Mohammed Mursi. "Wir haben ein Gleichgewicht der Kräfte. Hier der Präsident, dort Gott", legt Zeichner Chappatte Mursi in den Mund. (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Andrea Krogmann

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

mir zwar helfen, wenn ich eine Bundesrätin persönlich kenne. Hinreichend ist es nicht. Es braucht z. B. auch ein Vertrauen in die rechtsstaatlichen Verfahren und Kontrollinstanzen. Es ist zudem ein Kennzeichen unserer politischen Kultur, dass sie Vertrauen durch institutionalisiertes Misstrauen stabilisiert: Gewaltenteilung, Amtszeitbeschränkung, Minderheitenschutz sowie die Möglichkeit von Misstrauensvoten und Amtsenthebungsverfahren u. a. m. sind Einrichtungen, die mit der Unzuverlässigkeit und Fehlbarkeit politischer Akteure rechnen und damit konstruktiv umzugehen versuchen. Mit Blick auf die Kirche stellt sich daher die Frage, ob die Vertrauenskrise eher in einem Zuviel oder einem Zuwenig an Kontrolle bzw. Kontrollinstanzen zu sehen ist.

Untersuchungen zeigen, dass gemeinschaftliches Vertrauen auf geteilten Zielen, Werten oder einem geteilten kulturellen Hintergrund basiert. Das gemeinsame Ziel lässt in einer Gruppe von Bergsteigern oder einem Arbeitsteam eine Atmosphäre des Vertrauens entstehen, in der persönliche Spannungen zumindest zeitweise zurücktreten. Empirisch belegt ist auch, dass wir Menschen eher vertrauen, wenn sie unserer Kultur angehören oder sich mit den gleichen Statussymbolen präsentieren wie wir. Pfarreiangehörige vertrauen ihrem Pfarrer stärker, wenn er ihrer eigenen religiösen Ausrichtung entspricht.⁵ Für den politischen Zusammenhalt spielt identifikationsbasiertes Vertrauen eine wichtige Rolle. Es symbolisiert sich in nationalen Symbolen, Gedenkveranstaltungen und Feiertagen. Dass die Feier einer gemeinsamen Identität leicht in Chauvinismus und Nationalismus kippen kann, verweist auf die Problematik des identifikationsbasierten Vertrauens.

Das Beziehungsphänomen «Vertrauen» lässt sich entweder von denjenigen her beleuchten, denen Vertrauen geschenkt wird, oder man orientiert sich am aktiv Vertrauenden. Die Vertrauensforschung neigt dazu, letzteres zu privilegieren und den Gabecharakter des Vertrauens zu übersehen. Dabei wird meist zwischen zwei unterschiedlichen Typen von Vertrauen unterschieden. In der englischsprachigen Literatur haben sich dafür die Begriffe «trust» und «reliance» eingebürgert.⁶ Metaphorisch lässt sich hier von «warmem» und «kühlem» Vertrauen sprechen. Im ersten Fall handelt es sich um eine affektive Einstellung, die darauf beruht, dass wir jemanden nicht nur als verlässlich und (in einer bestimmten Hinsicht) als kompetent einschätzen, sondern auch als integer und uns wohlgesonnen. Das Vertrauen zwischen Freunden ist dafür das Paradebeispiel. Doch vertrauen wir nicht nur Freunden. Wir vertrauen auch unserer Bank, der wir unser Geld anvertrauen, oder dem Flugzeug und dem Piloten, der uns in die Ferien fliegt. Solches Vertrauen lässt sich insofern als «kühl» bezeichnen, als es uns genügt zu wissen, dass

wir es mit einer verlässlichen Person oder Institution zu tun haben.⁷ Oder mit einer verlässlichen Sache: Um die Viamala zu durchqueren oder aufs Jungfraujoch zu fahren, genügt das Vertrauen, dass die zu passierenden Brücken solide gebaut sind und die Zahnradband regelmässig überprüft wird. Beide Formen von Vertrauen finden sich auch in kirchlichen Zusammenhängen. Das «kühle» Vertrauen beschränkt sich nicht auf die Verlässlichkeit von Gottesdienstplänen und die Stabilität von Kirchenbauten. Es betrifft auch das kirchliche Kerngeschäft: Kann ich mich darauf verlassen, in Krisenzeiten seelsorglich begleitet zu werden? Für die konkrete Seelsorgesituation mag jedoch ein solches Verlässlichkeitsvertrauen nicht hinreichen. Um mich einer Seelsorgerin oder einem Seelsorger gegenüber öffnen zu können, muss ich mich zwar auf ihre Kompetenz und Integrität verlassen können. Doch braucht es in der Regel auch das «wärmere» Vertrauen, das durch ein wahrnehmbares Wohlwollen mir gegenüber geweckt wird.

Formen des religiösen Vertrauens

Beschäftigte sich die jüngere theologische Diskussion u. a. mit der Frage, wie das Verhältnis zwischen Grundvertrauen und Gottvertrauen zu bestimmen ist,⁸ so kreiste die ältere Diskussion um das Verhältnis von Gottesglauben («fides») und Gottvertrauen («fiducia»)⁹. Es lohnt sich, in dieser Frage auf die biblischen Urkunden zurückzugehen. In ihnen erscheint das Gottvertrauen – ähnlich wie die Hoffnung und die Liebe – als Vollzugsmoment und Manifestationsform des Glaubens, auf den es sponsoriert zurückbezogen ist. Christliches Gottvertrauen erwächst aus dem Glauben an das Evangelium. Glaube und Vertrauen verschränken sich, bleiben jedoch unterscheidbar. Die Jünger Jesu glauben Jesus, weil sie ihm vertrauen. Und sie vertrauen ihm, weil sie an die Wahrheit dessen glauben, was er bezeugt.

Im Anschluss an das biblische Zeugnis schlug Walter Dirks vor drei Jahrzehnten vor, zwischen zwei Formen religiösen Vertrauens zu unterscheiden. Man kann sie behelfsmässig als Ordnungs- und Wagnisvertrauen charakterisieren. Das eine kann auf dem anderen aufbauen. Dem ersteren ordnet Dirks die Religion zu, die im rituellen Vollzug Verlässlichkeit und Geborgenheit – eine «Heimat auf Zeit» – stiftet; dem letzteren die Bereitschaft Abrahams und der Jünger Jesu, Vertrautes hinter sich zurückzulassen. Mit kritischem Seitenblick auf die Kirche der Gegenwart konzipiert Dirks christliche Reifung als Weg über das Vertrautwerden mit religiösen Vollzügen zu einem gläubigen Vertrauen, das über religiöse Vertrautheiten hinausführt. Solches Wagnisvertrauen habe «gleichfalls eine sichernde Funktion, aber doch von völlig anderer Art: als Vertrauen in den lebendigen und verlässlichen Gott, welcher der Herr der Zukunft und der Herr der Geschichte ist».¹⁰

VERTRAUEN

⁵Vgl. Carsten Gennerich: Kirchliche Vertrauensbeziehungen, in: Hermeneutische Blätter. Zürich 2010, 131–141.

⁶Vgl. Joseph J. Godfrey: Trust of People, Words and God. A Route for Philosophy of Religion. Notre Dame 2012, 29 ff.

⁷Die Moderne tendierte dazu, das «kühle» Vertrauen dem öffentlichen Raum, das «warme» hingegen dem privaten Raum zuzuordnen. Es findet sich jedoch das eine wie das andere in beiden Sphären.

⁸Der Terminus «Urvertrauen» wurde noch vor Erik H. Erikson vom katholischen Philosophen Peter Wust in die deutsche Sprache eingeführt, vgl. Peter Wust: Ungewissheit und Wagnis. Der Mensch und die Philosophie. Münster 1965 (1. Aufl. 1937). Simon Peng-Keller: Grundvertrauen, Seinsvertrauen, Lebensvertrauen – Begriffsgeschichtliche Erkundungen, in: Ingolf U. Dalferth/Simon Peng-Keller (Hrsg.): Grundvertrauen. Hermeneutik eines Grenzphänomens. (Evangelische Verlagsanstalt) Leipzig 2013 (im Druck).

⁹Vgl. Ingolf U. Dalferth/Simon Peng-Keller (Hrsg.): Gottvertrauen. Die ökumenische Diskussion um die fiducia, Freiburg i. Br. 2012 (= Quaestiones disputatae Bd. 250).

¹⁰Walter Dirks: Das Vertraute und das Vertrauen. Über zwei Stufen christlichen Lebens. München 1979, 41.

VERTRAUEN

Nach Walter Dirks stehen Vertrauen und Vertrautheit in einem dialektischen und mitunter auch konflikthafter Verhältnis zu einander. Zwar wachsen aus «Vertrauen (...) vertraute Bindungen, und Vertrautes andererseits kann vertrauenswürdig sein oder Vertrauen stärken. Aber das Vertraute kann auch, als allzu Vertrautes, der Zukunft im Wege stehen, die im Vertrauen zu wagen ist.»¹¹ Es gibt Formen religiöser Vertrautheit, die den Zugang zum Gottvertrauen versperren oder es infantilisieren. Religiöse Rituale, vertraute Texte, kirchliche Milieus und gewohnte Formen von Spiritualität können geborgene Räume schaffen, in denen sich Gottvertrauen heranbilden kann.

Sie können aber auch dazu verführen, die religiöse Vertrautheit zum Surrogat des existentiell kostspieligeren Gottvertrauens zu machen.

Das Vertrauen in der Kirche und das Vertrauen in sie

Die im ersten Teil dieses Beitrags eingeführten Unterscheidungen zwischen unterschiedlichen Formen des Vertrauens sind hilfreich, um die eingangs eingeführte Diagnose einer kirchlichen Vertrauenskrise zu präzisieren. Sie betrifft zum einen die Beziehungen der Gläubigen untereinander und zu kirchlichen Repräsentanten, zum anderen das Vertrauen gegenüber der Institution Kirche und ihrer Botschaft. Beides steht in Frage: das Vertrauen in der Kirche und das Vertrauen zur Kirche.

In der ersten Hinsicht zeigt sich die Vertrauenskrise an fehlender Kooperation oder offener Feindseligkeit. Wenn z. B. eine Mehrheit der Gläubigen der Kirchenleitung die Kooperation verweigert oder ihr nicht mehr zutraut, ihre Aufgabe in angemessener Weise zu erfüllen, fehlt es offenkundig an innerkirchlichem Vertrauen. Ebenso dann, wenn bei kirchlichen Verantwortungsträgern die Meinung überwiegt, dass die ihnen anvertrauten Gläubigen vom katholischen Glauben abgekommen sind.

Die Piusbrüder sind in diesem Zusammenhang ein interessantes Beispiel. Sie misstrauen der römischen Kirchenleitung im gleichen Masse wie den Gläubigen in den Ortskirchen und verhalten sich folgerichtig unkooperativ. Durch einen schismatischen Prozess wurde hier aus innerkirchlichem Misstrauen ein Misstrauen gegenüber einer Kirche, die man nicht mehr als die wahre Kirche zu identifizieren vermag.

In Frage steht hier nicht allein die Führungskompetenz der Kirchenleitung, sondern das vermeintlich irriige Glaubenszeugnis. Die Piusbrüder misstrauen der Gestalt, die die katholische Kirche durch das Zweite Vatikanum bekommen hat, weil sie der Moderne misstrauen. Und sie antworten damit auf das bis heute spürbare Misstrauen der Moderne gegenüber religiösen Autoritäten und Institutionen.

Modernes Misstrauen gegenüber religiösen Autoritäten

Die europäische Moderne konstituierte sich zu wesentlichen Teilen in Abgrenzung gegenüber religiösen Autoritäten. Dass dies ebenso sehr mit einem naturwissenschaftlich geprägten Weltverständnis wie mit politischen Konstellationen zu tun hatte, ist bekannt. Besonders in Ländern wie Frankreich und Russland, in denen kirchliche und weltliche Macht eng verwoben waren, bedeutete der Kampf für eine neue demokratische Ordnung zugleich einen Kampf gegen kirchliche Vormachtansprüche und klerikales Privilegiendenken. Das Misstrauensvotum der Moderne betrifft zwei neuralgische Punkte des kirchlichen Amtes. Es zielt zunächst auf die Amtsträger selbst, indem es die Lauterkeit ihrer Motive hinterfragt: Verbergen sich hinter dem hohen Anspruch, Diener Gottes zu sein, nicht niedere Motive wie Macht-, Hab- und Geltungssucht? Die moderne Kritik an religiösen Autoritätsansprüchen greift jedoch noch tiefer. Was in einem wissenschaftlich aufgeklärten Horizont kein Vertrauen mehr verdient, sind nicht allein die Verkündiger, sondern auch das Verkündigte. Wer menschlich reif werden möchte, so lautet die eingängige Konsequenz, muss den Tröstungen der Religion absagen. Das religionskritische Ethos, das sich wirksam gegenüber den kirchlichen Kalamitäten und Banalitäten zu profilieren vermag, wirkt bis heute attraktiv. Die moderne Konstellation prägt nicht nur das Umfeld der aktuellen kirchlichen Vertrauenskrise. Sie ist in sie eingegangen – auch in Gestalt eines kirchlichen Misstrauens gegenüber der Moderne.

Kirchliches Misstrauen gegenüber der Moderne

Die katholische Theologie hat sich, gestützt durch «Gaudium et Spes», in den letzten Jahrzehnten zentrale Anliegen der Moderne zu eigen gemacht. Allzu gut, warnen besorgte Stimmen. Dass zu ihnen nicht nur die Piusbrüder, sondern auch Papst Benedikt XVI. gehört, ist kein Geheimnis. In seiner Regensburger Rede, die aufgrund ihrer Bemerkungen zum Islam hohe Wellen warf, zeichnete er 2006 die Neuzeit und Moderne als eine Zeit, in der die grosse Synthese von Glauben und Vernunft, von Christlichem und Griechischem zerbricht. Damit werde auch «die Grundlage dessen, was man mit Recht Europa nennen kann», brüchig.¹² In einer interessanten Wendung kritisiert der Papst die für das moderne Denken seit Kant charakteristische Selbstbegrenzung der Vernunft. Das Problem der Moderne sei nicht ein Zuviel, sondern ein Zuwenig an Vernunftvertrauen. Das Vertrauen des Papstes in die «starke Vernunft» der platonisch-aristotelischen Metaphysik hängt offenkundig damit zusammen, dass in ihr die christliche Theologie auf ein Ordo-Denken stösst, das es

¹¹ Ebd., 7.

¹² Benedikt XVI.: Glaube und Vernunft. Die Regensburger Vorlesung. Freiburg i. Br.-Basel-Wien 2006, 22.

ihr ermöglicht, Heilsgeschichte und hierarchisch geordnete Weltwirklichkeit harmonisch zusammenzudenken.

Doch wieso soll das christliche Gottdenken den reflexiven Möglichkeiten der Moderne nicht mit demselben Vertrauen begegnen, das Benedikt XVI. dem griechischen Denken der Antike entgegenbringt? Wie auch immer man das «Vernunftvertrauen» charakterisiert: Es ist dem Vertrauen in die Kirche abträglich, wenn die Theologie das Gespräch mit der nichtchristlichen Philosophie der Gegenwart abbricht und die Bedeutung herunterspielt, die die politischen Errungenschaften und organisationssoziologischen Einsichten der Gegenwart für den kirchlichen Bereich haben könnten.

Vertrauenskrise als Organisationskrise

An keinem Punkt stossen das Vertrauen in die humanisierende Dynamik der Moderne und theologisches Misstrauen gegenüber deren Folgen härter aufeinander als in der Frage der kirchlichen Hierarchie. Dabei vermischen sich theologische, kosmologische und organisationssoziologische Aspekte. Dionysios Areopagites, der die Vorstellung einer kirchlichen Hierarchie theologisch entfaltet,¹³ war weder Bischof noch Kirchenorganisator, sondern ein innovativer Theologe, der im Umfeld einer Grosskirche, die sich von der hellenistischen Philosophie distanzierte, den Dialog mit der damals jüngsten Schule des Neuplatonismus suchte.

Mit seiner Konzeption einer kirchlichen Hierarchie verband er eine kosmische Vision. «Hierarchie» steht bei Dionysios nicht für die Logik vertikaler Kontrolle, sondern für eine Logik der Gabe. Die dreimal drei Stufen der kirchlichen Hierarchie, die der Logik der Gabe entsprechen (Gabe – Vermittler – Empfänger), entsprechen den neun Stufen der himmlischen Hierarchie: den neun Chören der Engel. Hildegard von Bingen hat diese Vorstellung in einer eindrücklichen Vision aufgenommen und ausgestaltet. «Hierarchie» bedeutet innerhalb eines solchen mystisch-metaphysischen Ordnungsdenkens etwas anderes als das, worum heute gestritten wird. Die syrische Kirche, die Dionysios vor Augen steht, unterscheidet sich deutlich von der römisch-katholischen Kirche der Gegenwart. So kommt die Hierarchie, die er beschreibt, ohne Papst und römische Kurie aus.

«Hierarchie» kann in Bezug auf die Kirche sehr Unterschiedliches heissen. Versteht man sie in einem organisationssoziologischen Sinne, so ist es beinahe unumgänglich, dass vertikale Kontrolle zum organisatorischen Leitprinzip wird.¹⁴ Die Amtstätigkeit der römischen Kurie wird heute weithin so wahrgenommen: als angestrebter Versuch, durch Kontrollmassnahmen die widerstrebenden Kräfte

innerhalb der Kirche auf Kurs zu halten. In der Vertrauensforschung gilt ein Übermass an Kontrollbedürfnis als Symptom für fehlendes innerbetriebliches Vertrauen. Aus theologischer Perspektive kann man mit Blick auf eine Kirchenleitung, die auf Kontrolle setzt und Experimente verbietet, noch einen Schritt weitergehen und einen Mangel an Gottvertrauen vermuten.

Das Misstrauen gegenüber allem, was nicht amtlich von oben gesteuert werden kann, ist letztlich ein fehlendes Vertrauen in das Wirken des Geistes, der auf allen kirchlichen Ebenen und oft an unerwarteten Orten Einsicht und Erleuchtung schenkt. Der ängstlich-kontrollierende Leitungsstil, den die römische Kirchenbehörden mit den ihr im Prinzip gleichgestellten Ortskirchen pflegen, sorgt auch bei manchen Diözesanbischöfen und Kardinälen für Unmut. So sieht Reinhold Stecher, Altbischof von Innsbruck, den Grund für die Entfremdung zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk darin, «dass Rom konsequent die Ernennung von Bischöfen, die vom überwiegenden Vertrauen ihrer Mitbrüder und des Volkes getragen wird, ablehnt». Aus eigener Erfahrung wisse er, «dass Kandidaten mit durch Jahre erzieltem Vertrauenspolster in Rom nicht erwünscht sind. Man tendiert mehr zum Statthalter statt zum Hirten».¹⁵

Wäre Vertrauen nicht ein alternatives Organisationsprinzip, das auch einer hierarchisch strukturierten Institution offenstünde? In der Managementforschung wird diese Möglichkeit ernsthaft diskutiert.¹⁶ Auch wenn Vertrauen kein Substitut für Kontrolle darstellt, so weist doch vieles darauf hin, dass Führungskräfte schlecht beraten sind, allein auf Kontrolle zu setzen. Als vertrauensbildend gelten in der Forschungsliteratur u. a. transparente Entscheidungsabläufe, offene Kommunikation und Partizipationsmöglichkeiten. Wie Unternehmen wie Google zeigen, steigt die Bereitschaft von Mitarbeitern, sich engagiert einzubringen und kooperativ nach kreativen Lösungen zu suchen, wenn ihnen Spielräume zur Mitverantwortung und Mitgestaltung eingeräumt werden und wenn es Führungskräften gelingt, zu ihren Mitarbeitern eine verbindliche Beziehung aufzubauen.

Mit der Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils ist Papst Johannes XXIII. ein Vertrauensexperiment eingegangen, das in der kreativen Kraft, die es freisetzte, Google nicht nachsteht. Auch Abt Martin Werlens daran anschliessenden Vorschläge zur Erneuerung der Kirche (z. B. die Öffnung des Kardinalsprelats für Frauen und junge Menschen aus aller Welt) weisen auf die Möglichkeiten hin, welche in der katholischen Kirche bisher mit Berufung auf das unveränderliche Glaubensgut unausgeschöpft geblieben sind.¹⁷

Simon Peng

VERTRAUEN

¹³ Vgl. Pseudo-Dionysius Areopagita: *Corpus Dionysiacum*, Bd. 2: *De coelesti hierarchia / De ecclesiastica hierarchia / De mystica theologia*. Hrsg. von G. Heil u. A. M. Ritter. Berlin-New York 1991.

¹⁴ Vgl. Pius Bischofberger: *Vertrauen und Kontrolle – ein Geschwisterpaar*, in: SKZ 180 (2012), 791–792, 797–799 und in der vorliegenden Ausgabe 900f.

¹⁵ Thomas von Mitschke-Collande, *Schafft sich die katholische Kirche ab? Analysen & Fakten eines Unternehmensberaters*. Mit einem Vorwort von Kardinal Karl Lehmann. München 2012, 67.

¹⁶ Vgl. Peter Eberl: *Kommunikation des Vertrauens im Kontext der Managementlehre*, in: Dalferth-Peng-Keller, *Kommunikation des Vertrauens* (wie Anm. 3), 174–194.

¹⁷ Martin Werlen: *Miteinander die Glut unter der Asche entdecken*. Einsiedeln 2012.

ZUM HOFFENTLICH DEFINITIVEN ENDE VON «KREUZ.NET»

«KREUZ.NET»

Seit dem 2. Dezember 2012 ist die Website «www.kreuz.net» im Internet nicht mehr abrufbar. Während neun Jahren hat sie systematisch gegen reformorientierte Katholiken und Juden, gegen Protestanten und Homosexuelle gehetzt. Andererseits hat sie die Wiederzulassung der Alten Messe gefeiert, den traditionalistischen Holocaust-Leugner Richard Williamson in Schutz genommen und sich häufig für Anliegen des Churer Bischofs Vitus Huonder starkgemacht. Es liegt nahe, dass das Verschwinden des Portals mit der Aktion «Stoppt kreuz.net» (www.stopptkreuznet.de) zusammenhängt.

Am 9. Januar 2009 veröffentlichte «kreuz.net» Auszüge aus jener Rede, in welcher sich der damalige deutsche Innenminister und Reichsführer-SS Heinrich Himmler am 4. Oktober 1943 in Posen zur, wie er sie nannte, «Ausrottung des jüdischen Volkes» äusserte. Unter anderem zitierte das Portal, wie Himmler vor 92 SS-Offizieren sagte: «Dies durchgehalten zu haben, und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte.»

Zwar stellten die «kreuz.net»-Macher die Rede-Auszüge unter den Titel «Anständige Kriegsverbrecher», um die Verbrechen, welche die Israelis Anfang Januar 2009 im Krieg gegen die Hamas begingen, mit den Verbrechen der Nationalsozialisten gleichzusetzen. Indem sie jedoch längere Passagen der Himmler-Rede unkommentiert präsentierten, ermöglichten sie, dass sich der Sog, der von der nationalsozialistischen Verblendung ausgeht, ungefiltert wieder verbreiten konnte. Mit demselben nihilistischen Heroismus, der Himmlers Auszüge grundiert, und mit derselben Unverfrorenheit, mit der sie mit Himmler-Texten hantierten, näherten sie sich auch anderen Themenfeldern. Mit immer denselben Attributen verunglimpften sie beispielsweise Bischof Felix Gmür, Bischof Markus Büchel, den Wiener Kardinal Christoph Schönborn und die Protestanten und Homosexuellen insgesamt.

Späte Abwehr

Zwar begannen sich einige Ordinariate und die Bischofskonferenzen des deutschen Sprachraums von der Website zu distanzieren. Doch dies geschah erst spät. Mag sein, dass diese lange Zeit annahmen, zu schweigen sei klüger, als dem Portal durch öffentliche Erwähnung noch mehr Publizität zu verleihen. Aber damit verkannten sie aktuelle Entwicklungen in der Medienlandschaft. Säkulare Medien scheuten sich

nämlich nicht, Positionen von «kreuz.net» zu zitieren, wenn sie dokumentieren wollten, wie die römisch-katholische Kirche denkt. Deshalb muss sich die kirchliche Hierarchie vorwerfen lassen, dass sie durch ihr langes Schweigen die infamen Verlautbarungen der Plattform geschützt hat. Zudem gibt es Anhaltspunkte dafür, dass die Website in einzelnen Ordinariaten und nicht zuletzt in der römischen Kurie selbst Komplizen oder Zuträgerinnen besass. Von mancher Personalentscheidung im Vatikan wusste das Portal als Erstes. Die FAZ wies darauf hin, dass die Deutsche Bischofskonferenz vor einem Jahr ein internes Papier über den Umgang mit den Missbrauchsfällen erstellte und dieses schon Stunden später auf «kreuz.net» zu lesen war (FAZ vom 5. September 2012). Und in der Schweiz drangen immer wieder Insider-Informationen aus dem Bistum Chur auf die Plattform, während Nachrichten aus den Bistümern St. Gallen oder Basel erst dann dort erschienen, nachdem sie zuvor bereits auf «kath.ch» publiziert worden waren. Mehrere Tage bevor Bischof Huonder seine Mitarbeiter im Frühjahr 2011 unterrichtete, dass er im Amt zu bleiben gedenke, schrieb eine Maria Hüppi bereits von einem «Bombenerfolg»: Der Papst und die «involvierten Kurienprälaten» ständen hinter ihm und ermutigten ihn, weiterzumachen. Der Mitarbeit bei «kreuz.net» wurde in letzter Zeit mehrmals ein Priester aus dem Bündner Oberland bezichtigt. Etliche Indizien weisen jedoch darauf hin, dass «kreuz.net» mitten im bischöflichen Hof von Chur über eine Informantin oder einen Informanten verfügte.

Gegenaktion «stopptkreuznet.de»

Es schien, als könnte die Website noch jahrelang agieren, da sie anonym und von unterschiedlichen und nicht fassbaren Standorten aus operierte, zumal noch im Sommer 2012 Leute wie der im Kanton Bern wohnhafte Gerd Josef Weisensee zu Spenden für das Portal aufriefen. Doch dann war auf «kreuz.net» zu lesen, dass der am 1. Oktober 2012 verstorbene Schauspieler Dirk Bach «in der ewigen Höhle» schmore. Dies führte dazu, dass der Berliner Bruno Gmünder Verlag die Aktion «stoppt kreuz.net» ins Leben rief, die vom Theologen David Berger koordiniert wurde. In der Folge wurde die Berliner Staatsanwaltschaft aktiv. Wie in den Missbrauchsfällen gelang es also auch dieses Mal der Kirche nicht, einer Entwicklung, die für ihr Image katastrophal ist, selbst Herrin zu werden. Kardinal Karl Lehmann, der Bischof von Mainz, hat es so formuliert: «Es ist für die Kirche beschämend, dass erst die Initiative des Bruno Gmünder Verlages und das

Der früher in der Berner und Luzerner Hochschuleseelsorge tätige Jesuitenpater Franz-Xaver Hiestand ist Leiter der katholischen Hochschulgemeinde «aki» in Zürich. 2003 äusserte er sich zur Frage von lateinischen Messen folgendermassen: «Man dürfe das Latein in der Kirche nicht einfach den politisch rechts stehenden Traditionalisten überlassen (...). Denn die lateinische Messe beherberge eine zeitlose und (solide Spiritualität für viele Suchende» (Kipa 26. März 2003).

Interesse des Bundeskriminalamtes zusammen mit der öffentlichen Debatte dem unheiligen Treiben ein Ende bereitet haben. Wir haben es leider mit unseren eigenen Mitteln nicht geschafft. Darum danken wir allen, die zur Klärung beigetragen haben, auch wenn sie nicht Freunde der Kirche sind» (Glaube und Leben vom 9. Dezember 2012).

Wir werden erst später oder vielleicht nie erfahren, aus welchen Motiven die Betreiber ihre Website starteten. Ob sie nihilistische Krawallmacher waren, die in der katholischen Welt mit ihren Konflikten und Symbolen ein bisher unerschlossenes Potenzial sahen, um permanent Krach zu machen? Ob sich ihnen dann Leute anschlossen, welche, in der nachkonziliären Entwicklung heimatlos geworden, eigentlich bloss gegen Abtreibung und Sittenverfall oder für den tridentinischen Ritus kämpfen wollten, um dieser Ziele willen aber bereit waren, ärgste Beleidigungen Andersdenkender in Kauf zu nehmen? – Sicher war der Titel der Website klug gewählt. Das «Kreuz» als zentrales Symbol des Christentums nimmt im Gefühlsleben und der Bilderwelt der meisten Christinnen und Christen eine prominente Stelle ein. Wenn eine Website mit diesem Begriff operiert, darf sie per se auf grosse Aufmerksamkeit unter Gläubigen hoffen. Die Endung «net» suggeriert

sodann mehr Weltläufigkeit als ein biederes «de» oder «at» oder «ch». Nur schon aufgrund des Namens strahlte das Portal darum sehr viel Weltläufigkeit, mithin Katholizität aus und warb darum aus plausiblen Gründen um Zuspruch.

Aggressive Tendenzen an kirchlichen Rändern

Auf jeden Fall hat das Portal enthüllt, dass in und an den Rändern der römisch-katholischen Kirche unerlöste, im Kern höchst aggressive, ja gewalttätige Tendenzen virulent sind, die sich verheerend auswirken können, wenn sie von feigen, aus der Anonymität heraus aktiven Denunzianten und nicht minder feigen Schreibtischtätern in kirchlichen Amtsstuben ausgelebt werden. Gleichzeitig ist dem Blogger Peter Otten Recht zu geben, dass es ein tröstliches Zeichen von Gottes Kulturoptimismus ist, dass ausgerechnet zu Beginn des Kirchenjahres ein säkularer Berliner Verlag dazu beigetragen hat, die Seite vorläufig stillzulegen – wengleich dies noch nicht heisst, dass homophobe, inquisitorische und mehr oder minder gewalttätige Stimmen innerhalb des katholischen Spektrums gleich mitabgeschaltet wurden (Theolsalon vom 3. Dezember 2012).

Franz-Xaver Hiestand

«KREUZ.NET»

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Priorität für den Schutz des Lebens
Mediencommuniqué der 298. Ordentlichen Versammlung der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) vom 3. bis zum 5. Dezember 2012 in Fischingen (TG)

Die katholische Kirche setzt sich prioritär für den Schutz des Lebens ein und gegen die allgemeine Akzeptanz des Schwangerschaftsabbruchs. Dies aus naturrechtlichen und aus religiösen Gründen. Sie sieht die Abtreibung als eine alle Beteiligten und die Gesellschaft nachhaltig schädigende schwere Sünde. Die Tötung ungeborener Kinder kann nach ihrer Überzeugung nie ein menschlich guter Ausweg aus einer Notlage sein. Die Schweizer Bischöfe streben eine Bewusstseinsänderung der Bürgerinnen und Bürger an und unterstützen alle Kräfte, die sich zum Schutz des Lebens von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod einsetzen. Positiv werten die Bischöfe, dass die Volksinitiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache» gegen die institutionalisierte «Normalität» der Abtreibung antritt. Doch

genügt die Diskussion der Finanzierungsweise nicht für die Entscheidung pro oder contra Abtreibung.

Es geht darum, in der Abtreibungsfrage zu einer Wende zu kommen. Im Vordergrund muss die Anwaltschaft für die in Not geratenen schwangeren Frauen und ihre Kinder stehen. Mit ihrem wiederholten Votum gegen die Abtreibung möchten die Bischöfe vor allem auch die in Not geratenen Frauen schützen, denn der Schwangerschaftsabbruch bleibt für viele von ihnen ein Lebenstrauma. Sie fordern die Gesellschaft bei dieser Gelegenheit auf, sich für das ungeborene Kind zu entscheiden und den durch eine Schwangerschaft in Not geratenen Frauen so zu helfen, dass eine Abtreibung keine Option mehr ist.

Dringlichkeit der Ökumene

Im Rahmen ihrer Versammlung in Fischingen trafen die Bischöfe und Territorialäbte mit Pfarrer Gottfried Locher, Präsident des Rates des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK), zu einem ausführlichen Austausch zusammen. SEK und SBK stehen gemeinsam den ernststen Herausforderun-

gen gegenüber, die mit dem an vielen Stellen feststellbaren Verdunsten des Christentums in unserer Gesellschaft einhergehen. In diesem Zusammenhang gewinnen die ökumenischen Bestrebungen erhöhte Dringlichkeit. Pfarrer Locher erläuterte die wichtigsten Thesen seines Grundsatzreferats, das er am 5. November 2012 vor der Abgeordnetenversammlung des SEK gehalten hatte. Es trägt den Titel «Realistische Ökumene jetzt – Für den evangelischen Perspektivenwechsel». Er plädiert darin dafür, zunächst die innerprotestantische Ökumene zu stärken, ohne die Ökumene mit der römisch-katholischen Kirche aufzugeben. Die Bischöfe unterstrichen bei der Begegnung, dass als Ziel der Ökumene die so genannte «Einheit in versöhnter Verschiedenheit» nicht genügt. Angestrebtes Ziel muss die tatsächliche Wiederherstellung der Einheit der einen Kirche bleiben, auch wenn dieses nach menschlichem Ermessen noch so fern erscheint.

Pfarrei-Initiative

Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen orientierten die Mitglieder der SBK über ihre Begegnung vom 26. November 2012 mit den Initianten der Pfarrei-Initiative. Bei diesem Treffen hatten die Bischöfe den Initianten dargelegt, wieso sie die «Selbstverständlichkeiten», die der Text der Pfarrei-

Initiative nennt, so nicht annehmen können. Doch die drei Bischöfe und die Schweizer Bischofskonferenz nehmen die Fragen und Schwierigkeiten, welche die Initiative zum Ausdruck bringt, sehr ernst.

Für die Bewältigung der von der Initiative angesprochenen Fragen und Schwierigkeiten ist die Einheit mit dem Bischof und dem Papst entscheidend. Eine Seelsorgepraxis, die im Widerspruch zum kirchlichen Lehramt und zu den Weisungen der Bischöfe steht, führt daher in eine Sackgasse.

Die Folgen des Priestermangels, die Herausforderungen durch strukturelle Fragen wie z. B. die Seelsorgeräume sind Sorgen, welche die Bischöfe mit den Initianten teilen. Sie beschäftigen schon jetzt die Leitungsgremien und Räte der einzelnen Bistümer, in welchen auch die Seelsorgen vertreten sind. Weil die Initiative die Schweizer Bistümer in ganz unterschiedlicher Weise berührt, werden die Diözesanbischöfe mit den Unterzeichnern der Initiative in ihren jeweiligen Bistümern in Kontakt treten.

Bitte um finanzielle Solidarität

Erneut hat die Paritätische Planungs- und Finanzierungskommission (PPFK) der Schweizer Bischofskonferenz, des Fastenopfers und der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz einen «Aufruf zu mehr Solidarität, Zusammenarbeit und häuslichem Mitteleinsatz» erlassen. Die Mitglieder der SBK unterstützen diese Bitte um finanzielle Solidarität. Der Aufruf der PPFK richtet sich primär an die kantonalen katholischen Körperschaften und an die Kirchgemeinden, welche dazu beitragen können, die schwierige Finanzsituation der katholischen Kirche auf gesamtschweizerischer und sprachregionaler Ebene zu bewältigen.

Bischofssynode

Vom 7. bis 28. Oktober 2012 fand in Rom die Bischofssynode zum Thema «Die neue Evangelisierung für die Weitergabe des

christlichen Glaubens» statt. Die Mitglieder der SBK nahmen den Bericht von Bischof Felix Gmür, der sie an der Synode vertrat, entgegen. Er hatte in der Synode vorgeschlagen, dass die Kirche für die Evangelisierung sich vermehrt auf die Laien stützen solle. Weiter regte er an, den Laien, die für die Evangelisation tätig sind, eine offizielle kirchliche Beauftragung zu erteilen. Bischof Gmür stellte an der Synode fest, dass es weltweit ein sehr hohes Bewusstsein gibt, dass das Evangelium immer wieder neu und unter neuen Bedingungen ins Spiel gebracht werden muss. Die Kirche kann gar nicht anders, als zu evangelisieren.

In Kürze

– Die Bischöfe und Territorialäbte dankten Bischof Norbert Brunner, für die ausgezeichnete Führung der SBK während dreier Jahre. Er übergibt das Amt des Präsidenten der Schweizer Bischofskonferenz Ende 2012 an Bischof Markus Büchel.

– Die SBK genehmigte die Leitlinien zur Organisation, Steuerung und Subventionierung der Bildungsangebote für kirchliche Mitarbeitende auf gesamtschweizerischer und sprachregionaler Ebene.

– Die Bischöfe befassten sich mit der revidierten liturgischen Übersetzung der Bibel für den französischsprachigen Raum. Sie stimmten dem vorliegenden Text zu. Dieser wird von der internationalen «Commission épiscopale francophone pour les traductions liturgiques (CEFTL)» jetzt noch ein letztes Mal in Absprache mit den Fachleuten der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung bereinigt.

– Auch die Revision der deutschsprachigen Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift befindet sich nach langen Vorarbeiten in der Abschlussphase. Die SBK approbierte die revidierte Übersetzung des Neuen Testaments, die damit abgeschlossen ist. Sie stimmte zudem dem Entwurf der Übersetzung des Alten Testaments zu, der indes noch einer Schlussvereinbarung bedarf.

– Zum neuen Präsidenten des Stiftungsrates des Fastenopfers bezeichnete die SBK Bischof Felix Gmür. Er löst am 1. Juli 2013 Bischof Markus Büchel in diesem Amt ab.

Begegnungen

– Mgr. Mario Codamo, Nuntiaturssekretär in Bern, hat der Versammlung der Bischofskonferenz in Stellvertretung des landesabwesenden Apostolischen Nuntius, Mgr. Diego Causero, einen freundschaftlichen Besuch abgestattet.

– Die Bischöfe trafen mit einer vierköpfigen Delegation der Katholischen Landeskirche Thurgau mit Präsident Peter Hungerbühler an ihrer Spitze zusammen. Die Delegation hiess die Bischöfe im Kanton Thurgau willkommen und stellte ihnen aktuelle Projekte vor.

Ernennungen

Die Schweizer Bischofskonferenz ernennet:

– *Samuel Behloul*, PD Dr. phil., Reinach (AG), zum Direktor von «migratio», Dienststelle der SBK für Migrationsfragen und für die Seelsorge von Migranten und Menschen unterwegs.

– *Susann Schüepp Brunner*, Dr. theol., Kastanienbaum (LU), zum Mitglied der Nationalkommission *Justitia et Pax*;

– *Othmar Baeriswyl*, Dr. phil., Villars-sur-Glâne (FR), *Karin Brunner*, Bern, *Laure-Christine Grandjean*, Freiburg, und *Mariano Tschuor*, Laax (GR), zu Mitgliedern der Kommission für Kommunikation und Medien.

– *Philippe Hugo*, Dr. theol., Belfaux (FR), und *Joachim Köhn*, Dr. theol., Basel, zu Mitgliedern der Aufsichtskommission ForMöda.

Fischingen (TG), 5. Dezember 2012

Walter Müller, Informationsbeauftragter SBK

Anmerkung der Redaktion: Die Amtlichen Mitteilungen von verschiedenen Bistümern erscheinen aus Platzmangel leider erst in der SKZ-Ausgabe Nr. 51–52/2012. Wir bitten um Verständnis.

Autorin und Autoren

Dr. Pius Bischofberger
Sternegg 22, 6005 Luzern
ipbi@bluewin.ch
Lic. theol. Detlef Hecking
BPA, Bederstrasse 76, 8002 Zürich
detlef.hecking@bibelwerk.ch
P. Franz-Xaver Hiestand SJ
Hirschengraben 86, 8001 Zürich
franz-xaver.hiestand@aki-zh.ch
PD Dr. Simon Peng-Keller
Beckenhofstrasse 48, 8006 Zürich
s.peng-keller@bluewin.ch

Dr. Simone Rosenkranz
Eichmattstrasse 23, 6005 Luzern
simone.rosenkranz@zhbluzern.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@l2medien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserte@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 153.–

Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr. Das vollständige Impressum erschien in SKZ-Nr. 46/2012, S. 751.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage

Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

Wir sind eine wache, lebendige, aufgeschlossene und offene Pfarrei mit über 6000 Pfarreiangehörigen aus der Kantonshauptstadt Liestal und den Gemeinden Bubendorf, Hersberg, Lausen, Lupsingen, Ramlinsburg, Seltisberg und Ziefen.

Nach über 10 Jahren wird sich unser Pfarrer im Sommer 2013 verändern und sich einer neuen Aufgabe stellen. Daher suchen wir auf Januar 2014 oder nach Vereinbarung

Pfarradministrator oder Gemeindeleiterin/Gemeindeleiter und mitarbeitenden Priester

Ihre Aufgaben:

- Betreuung und Führung von Angestellten und ehrenamtlichen Mitarbeitenden
- Gottesdienste und Kasualien
- Mitverantwortung für die Katechese und Diakonie
- Ökumenische Zusammenarbeit

Wir erwarten:

- Theologiestudium mit abgeschlossener Berufseinführung
- für die Gemeindeleitung: Führungserfahrung und Führungskompetenz
- Mitarbeit in Liturgie, Verkündigung und Diakonie
- Teamfähigkeit
- Ökumenisches Engagement
- Liturgische Vielfalt
- eine spirituelle, aufgeschlossene und initiative Persönlichkeit

Wir bieten:

- Anstellung und Besoldung nach Anstellungs- und Besoldungsordnung der Römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Basel-Landschaft
- Unterstützung durch motivierte Mitarbeitende in Seelsorge und Katechese
- Engagierte Frauen, Männer und Jugendliche in Pfarreirat, Pfarrei-gruppierungen und Kirchgemeinderat

Ihre vollständige Bewerbung

richten Sie bitte bis zum 15.1.2013 an die Abteilung Personal des Bistums Basel, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn, personalamt@bistum-basel.ch, sowie an die Verwaltung der Römisch-katholischen Kirchgemeinde, z.H. Dr. Siegfried Bantle, Rheinstrasse 20, 4410 Liestal



UNIVERSITÉ DE FRIBOURG SUISSE
UNIVERSITÄT FREIBURG SCHWEIZ

Stellenausschreibung

An der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg Schweiz ist die

Assoziierte Professur für Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Homiletik (deutschsprachig)

im Rahmen des Departements für Praktische Theologie zum 1. September 2013 (oder nach Vereinbarung) neu zu besetzen.

Der Inhaber/die Inhaberin der Professur trägt in Lehre und Forschung die Verantwortung für die Fächer Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Homiletik und koordiniert das Lehrangebot in Humanwissenschaften. Für diese Aufgabe stehen ihm/ihr mehrere Lehraufträge zur Verfügung.

Voraussetzungen für die Bewerbung sind ein Doktorat und eine Habilitation oder gleichwertige wissenschaftliche Leistungen; mindestens eine der wissenschaftlichen Arbeiten muss in katholischer Theologie erfolgt sein und eine Spezialisierung in Pastoraltheologie oder Religionspädagogik aufweisen. Erwartet werden hochschuldidaktische Fähigkeiten und Erfahrungen in Lehre und Forschung. Erwünscht sind die praktische Erfahrung in der pastoralen Arbeit und/oder im schulischen Unterricht oder in der Katechese sowie die Bereitschaft, im kirchlichen Leben der Schweiz präsent zu sein.

Die Professur ist vielseitig vernetzt: innerhalb der Fakultät insbesondere mit der französischsprachigen Professur für Pastoraltheologie; auf der Grundlage einer Konvention besteht eine Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut in St. Gallen. Erwartet wird der Einsatz für den aktiven Ausbau des Zentrums für vergleichende Pastoraltheologie.

Mit Rücksicht auf die Zweisprachigkeit (Deutsch/Französisch) der Universität Freiburg sowie im Hinblick auf das Zentrum für vergleichende Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät ist eine angemessene Kenntnis der französischen Sprache erforderlich; gegebenenfalls ist sie in kurzer Frist zu erwerben.

Die Universität setzt sich für eine Erhöhung des Frauenanteils unter den Dozierenden ein und ermutigt qualifizierte Frauen, sich zu bewerben.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Zeugnisse, Publikationsliste und Exemplare der wichtigsten Publikationen, Dokumentation von Erfahrungen in Lehre und Forschung, Informationen über laufende Projekte, Nachweis pastoraler und/oder religionspädagogischer Tätigkeiten) sind bis **zum 15. Januar 2013** zu senden an den Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg/Schweiz, Av. de l'Europe 20, CH-1700 Fribourg.

Freiburg (Schweiz), 30. November 2012

Der Dekan: Prof. Dr. Franz Mali

KLAUSLEBT!
PFARREI BRUDER KLAUS LIESTAL



KLOSTER RICKENBACH
vereinfachen · vertiefen · versöhnen

Endlich ...

entschleunigen, aufatmen, Kraft schöpfen,
sich neu ausrichten ... individuell oder im Rahmen
einer begleiteten AUSZEIT ...



Tel. +41 (0)41 932 12 00
www.kloster-rickenbach.ch



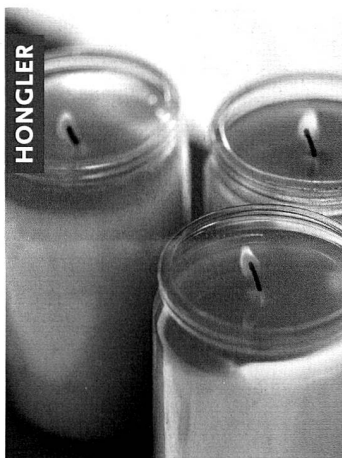
Verstehen ist
mehr als hören



MEGATRON
www.kirchenbeschallungen.ch

Weil es darauf ankommt,
wie es ankommt.

Bahnhofstrasse 50 | 5507 Mellingen
Tel. 056 481 77 18
megatron@kirchenbeschallungen.ch



**Kerzen für
Maria Lichtmess
und Ostern**

Für Ihre frühzeitige Bestellung
bedanken wir uns mit einem
kleinen Geschenk.

Kerzenfabrik Hongler
9450 Altstätten SG
Betriebsführungen für
Gruppen ab 10 Personen.
Kataloge bestellen
unter **Tel 071/788 44 44**
oder **www.hongler.ch**



seit 1793

**Versilbern Vergolden
Reparieren
Restaurieren**



Ihre wertvollen und antiken Messkelche, Vor-
tragskreuze, Tabernakel, Ewiglichtampeln
und Altarleuchter restaurieren wir stilgerecht
und mit grossem fachmännischem Können.

SILBAG AG
Grossmatte-Ost 24 · 6014 Luzern
Tel. 041 259 43 43 · Fax 041 259 43 44
e-mail info@silbag.ch · www.silbag.ch

AZA 6002 LUZERN

84

6702 / 84
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln

SKZ 50 13. 12. 2012



IM – Schweizerisches
katholisches Solidaritätswerk

**Helfen Sie über
Ihr Leben hinaus**

Solidarität mit bedürftigen
Katholiken: Berücksichtigen
Sie die IM in Ihrem
Testament.

Broschüre bestellen:
Tel. 041 710 15 01
info@im-solidaritaet.ch
www.im-solidaritaet.ch

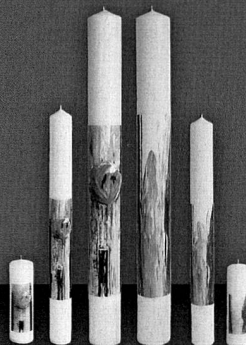


**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14



Mein eigenes Exemplar
skzabo@lzfachverlag.ch

HERZOG Kerzen AG Pilatusstrasse 34 6210 Sursee
Telefon 041 921 10 38 Fax 041 921 82 24
info@herzogkerzen.ch www.herzogkerzen.ch



- > Osterkerzen
- > Heimosterkerzen
- > Altarkerzen
- > Zubehör

Bestellen Sie unseren
Produktkatalog.

HERZOG Kerzen
erwärmen Herzen!

HERZOG KERZEN